

A black and white close-up portrait of a woman, identified as Scarlett Edwards. She has dark hair pulled back, revealing her left ear. Her eyes are dark and heavily lined with black eyeliner, looking slightly upwards and to the right. Her lips are painted with dark, glossy lipstick. Her hand, with dark nail polish, is visible at the bottom of the frame, resting near her neck.

SCARLETT
EDWARDS

ENTHÜLLUNGEN

TEIL FÜNF:

GESTÄNDNISSE

ÜBERSETZT VON
DANIELA MANSFIELD

Inhaltsverzeichnis

[Copyright](#)

[Leserhinweis](#)

[Über die Serie](#)

[Wichtiger Hinweis der Autorin bezüglich der](#)

[Zeitschiene der Serie](#)

[Kapitel Eins](#)

[Kapitel Zwei](#)

[Kapitel Drei](#)

[Kapitel Vier](#)

[Kapitel Fünf](#)

[Kapitel Sechs](#)

[Kapitel Sieben](#)

[Kapitel Acht](#)

[Kapitel Neun](#)

[Kapitel Zehn](#)

[Kapitel Elf](#)

[Kapitel Zwölf](#)

[Kapitel Dreizehn](#)

[Kapitel Vierzehn](#)

[Kapitel Fünfzehn](#)

[Kapitel Sechzehn](#)

[Kapitel Siebzehn](#)

[Ende](#)

[Mailingliste für neue Veröffentlichungen](#)

[Hat Ihnen dieses Buch gefallen?](#)

Dies ist ein Werk der Fiktion. Alle Namen, Personen, Orte und Handlungen sind frei erfunden oder werden fiktiv verwendet. Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen, Schauplätzen oder Veranstaltungen sind rein zufällig.

ENTHÜLLUNGEN, TEIL 5: GESTÄNDNISSE

Copyright © 2014 Edwards Publishing, Ltd.

Alle Rechte vorbehalten.

Englischer Originaltitel: »Uncovering You 5:
Confessions«

Deutsche Übersetzung Daniela Mansfield 2014

Titelbild: Scarlett Edwards

Innengestaltung: Scarlett Edwards

Herausgegeben von Edwards Publishing, Ltd.

Edwards Publishing

477 Peace Portal Drive

Suite 107-154

Blaine, WA 98230

USA

Das Hochladen, Scannen oder die Vervielfältigung dieses Buches auf jegliche Art und Weise --- einschließlich aber nicht beschränkt auf elektronische und mechanische Art, Fotokopieren, Aufnehmen und sonstiges --- ohne die Zustimmung des Inhabers des Urheberrechts sind gesetzlich verboten und strafbar. Bitte erwerben Sie ausschließlich autorisierte Exemplare dieses Werkes und

nehmen Sie nicht an oder unterstützen Sie nicht den
Handel mit elektronischen Raubkopien von
urheberrechtlich geschütztem Material. Vielen Dank für
Ihre Mithilfe.

Enthüllungen, Teil 5

Geständnisse

von Scarlett Edwards

26. August 2014

Edwards Publishing

Leserhinweis

Enthüllungen, Teil 5: Geständnisse enthält Szenen mit starkem emotionalem und körperlichem Missbrauch. Lesern, die empfindlich auf solche Themen reagieren könnten, wird empfohlen, Vorsicht walten zu lassen.

Über die Serie

Die Serie *Enthüllungen* entfaltet sich über mehrere Bände.

Bisher erschienen:

Enthüllungen, Teil 1: Der Vertrag

Enthüllungen, Teil 2: Unterwerfung

Enthüllungen, Teil 3: Widerstand

Enthüllungen, Teil 4: Vergeltung

Enthüllungen, Teil 5: Geständnisse

Demnächst erhältlich:

Enthüllungen, Teil 6

Wichtiger Hinweis der Autorin

bezüglich der Zeitschiene der Serie

Bitte beachten Sie, dass der Prolog von *Enthüllungen, Teil 1* im Dezember 2014 spielt. Die Vorkommnisse in diesem Buch finden im Dezember 2013 statt.

Bedenken Sie den Zeitunterschied von einem Jahr.

Kapitel Eins

Kalt. Es ist immer so kalt.

Ich kauere mich zusammen und versuche, nicht mit den Zähnen zu klappern.

Es hat keinen Sinn. Das bisschen Wärme, das mein Körper produziert, ist machtlos gegen die Klimaanlage, die kalte Luft in den Raum hineinbläst.

Ich kann nichts sehen. All mein gewohnter Komfort ist weg. Alles, was mir geblieben ist, ist der Sessel.

Ich habe nicht einmal eine Decke. Oder zumindest ein Stück Stoff, das ich als Decke benutzen könnte.

Ich dachte, dass meine Gefangenschaft an der Säule schlimm gewesen sei. Ha! Dies ist schlimmer. Ich sitze auf dieser winzigen Insel fest. Ich kann mich nicht bewegen. Ich kann nicht umhergehen. Ich kann nichts tun. Ich bin kaum noch am Leben.

Plötzlich erleuchten die Lichter über mir. Ich zucke zusammen und weiche zurück, wobei ich meine Augen mit meinem Unterarm bedecke. Mein Herzschlag verdoppelt sich erwartungsvoll.

Einmal am Tag gehen die Lichter an. Jeremy hat mir gesagt, dass sie für genau fünfzehn Minuten leuchten. Das ist die Zeit, die ich habe, um ins Badezimmer zu laufen, meinen Nachttopf zu leeren, schnell zu duschen und mir für seine Ankunft etwas Frisches anzuziehen.

Ich kann es nicht bekämpfen. Ich kann es nicht verweigern. Ich drücke mich hoch, wobei mein gesamter Körper zittert, und greife nach dem widerlichen Tontopf mit dem Deckel. Als ich ins Badezimmer eile, höre ich, wie der Inhalt darin herumschwappt.

Ich leere den Nachttopf in die Toilette aus. Als ich es das erste Mal tat, genügte der Geruch schon, um mich übergeben zu müssen. Dabei machte ich — fast — den Fehler sauberzumachen, bevor ich mich daran erinnerte,

dass ich nur wenig Zeit zur Verfügung habe. Sobald die Zeit um ist, wird mein Halsband wieder aktiviert. Was bedeutet, wenn ich nicht rechtzeitig wieder in meinem Sessel sitze...

Ich schaudere. An dem Tag hatte ich keine Zeit zu duschen. Als Jeremy zu seinem allabendlichen Besuch erschien und merkte, dass ich nach Erbrochenem stank, war er nicht glücklich.

Was als nächstes passierte, ist etwas, woran ich mich unter keinen Umständen erinnern möchte.

Ich drehe die Dusche auf und stelle das Wasser ganz heiß ein. So heiß wie es nur geht. Ich trete ein und zwinge mich, mich unter den tröstend heißen Strahl zu stellen.

Die Dusche war einmal mein Zufluchtsort und das heiße Wasser eine Möglichkeit der Kontrolle. Ich konnte dort stehen und spüren, wie das Wasser meine Haut verbrannte. Ich konnte den Schmerz, den ich empfand, kontrollieren und mich — bewusst — für mehr

entscheiden.

Stonehart fand nach nur drei Tagen heraus, was ich tat. Er hatte mir schon einmal verboten, mir selbst wehzutun. Es gefiel ihm nicht, dass ich seine Regel verletzte.

Die Dusche funktioniert nicht mehr so wie zuvor. Er hat dafür gesorgt, dass jemand sie so einstellt, dass der heißeste Wasserstrahl mich nicht mehr verbrennen kann. Dafür hasse ich ihn.

Aber ich muss auf eine vergebliche, hoffnungslose Weise zugeben, dass das wahrscheinlich das Beste war. Jeremy passt auf mich auf. Er will nicht, dass ich verletzt werde.

»Ha!« Das Lachen platzt aus mir heraus. Der Irrsinn dieses Gedankens ist abstoßend. Nichts von all diesem hier würde passieren, wenn er nicht wäre. Ich hätte es nicht nötig, mich unter heißem Wasser zu verbrühen, wenn er nicht wäre.

Die Wärme kriecht unter mein Fleisch bis in meine

Knochen hinein. In meinem Kopf zähle ich die Minuten. Es gibt keine Warnung, wenn die Lichter ausgeschaltet werden und mein Halsband wieder aktiviert wird. Kein Hinweis darauf, dass die Zeit knapp wird.

Alles, worauf ich mich verlassen kann, rechtzeitig zurück zu gelangen, ist mein Verstand.

Nach dreizehn Minuten und zehn Sekunden trete ich aus der Dusche heraus und trockne mich schnell ab. Ich greife nach einem neuen Bademantel — dem Einzigen, was ich im Moment tragen darf — und werfe ihn über meine Schultern. Ich greife nach dem Nachttopf und drehe mich in Richtung Tür...

Ich halte inne. *Mist!* Ich habe vergessen, meine Zähne zu putzen.

Dreizehn Minuten und fünfzig Sekunden.

Ich habe nicht genügend Zeit. Aber wenn ich etwas Mundwasser finden könnte...

Ich suche im Schrank herum und ziehe eine Flasche

hervor. Ich nehme einen Schluck und wirbele ihn in meinem Mund herum, bevor ich die Flüssigkeit ins Waschbecken spucke.

Vierzehn Minuten und zehn Sekunden.

Die Zeit wird knapp. Mein Herz beginnt zu rasen. Ich greife nach dem Nachttopf und eile hinaus.

Vierzehn Minuten und dreißig Sekunden. Vierzehn Minuten und einunddreißig Sekunden.

Ich kann den Sessel vor mir sehen. Die Lichter sind noch an. Und trotzdem, dies wird knapp.

Vierzig Sekunden. Einundvierzig Sekunden. Zweiundvierzig Sekunden.

Ich beginne zu laufen. Die Uhr in meinem Kopf ist nicht unfehlbar. Wer weiß, ob ich mich nicht verzählt habe? Es könnte schon später sein und dann —

Mein nasser Fuß rutscht auf dem Boden aus und gleitet unter mir weg. Ich schreie auf, als ich auf den Boden falle.

*Dreiundvierzig Sekunden. Vierundvierzig
Sekunden...*

Nein! Nein! Ich sehe zu dem Sessel hinüber. Er ist so
nahe...

*Fünfundvierzig Sekunden. Sechsendvierzig
Sekunden...*

Ich drücke mich hoch, vergesse den Nachtopf und
stürze mich in Richtung des Sessels.

Ich schaffe es nicht.

Die Lichter erlöschen. Und genau im gleichen
Augenblick durchfährt mich ein heftiger Stromschlag.

Ich kreische vor Schmerzen und stürze zurück auf den
Boden. Ich schlage mit den Armen um mich.

Der letzte Gedanke, den ich habe, bevor ich das
Bewusstsein verliere, besteht aus der grausamen,
trügerischen Zahl:

Sechsendvierzig Sekunden.

Langsam wache ich auf und begeben mich aus dem Reich des Schlafes in die Welt der Lebenden.

Mein Körper fühlt sich an, als bestände er aus Gummi. All meine Muskeln sind schlaff und zur gleichen Zeit trotzdem schwer. Es ist kein angenehmes Gefühl.

Ich spüre Hände auf mir. Die mich berühren. Die mich halten. Die meinen Körper anheben und mich aufrichten. Die mich bewegen.

Mein Gehirn braucht zu lange, um zu verstehen, was geschieht. Als das Verständnis plötzlich einsetzt, reiße ich meine Augen auf — und bin von Dunkelheit umgeben.

Aber diese Hände befinden sich immer noch auf mir.

Ich versuche, mich gegen sie zu wehren und mich verzweifelt aus ihrem Griff zu befreien. Meine Muskeln

reagieren nur sehr langsam. Es fühlt sich so an, als würde mein gesamter Körper von einer dicken Schicht Honig heruntergedrückt werden.

»Langsam. Langsam, Lilly«, besänftigt mich die Stimme.

Diese Stimme. Diese schreckliche, glatte, widerliche, männliche Stimme.

Stonehart ist hier.

»Langsam jetzt. Entspann dich! Ich kümmere mich um dich. Du hattest einen kleinen Unfall.«

Ekel und Hass und Abscheu überkommen mich bei dieser lässigen Wortwahl.

»Ich helfe dir nur, dich aufzurichten«, sagt er. Ich fühle, wie ich mich an etwas Weiches anlehne. Den Sessel? Wahrscheinlich.

»Siehst du.«

Ich öffne meinen Mund, um zu sprechen, aber kein

einziges Wort kommt heraus. Es fühlt sich so an, als bestünde meine Zunge aus nasser Watte.

Stonehart lässt seine starken, warmen Finger über meinen Kiefer gleiten, während er mich aufmerksam beobachtet. Ich kann ihn nicht sehen, aber ich kann seine Nähe spüren. »Lass uns versuchen, solche Situationen in Zukunft zu vermeiden, okay?«, schlägt er vor. »Du weißt, dass du rechtzeitig zurück sein musst.«

Dann steht er auf, tritt einen Schritt zurück und geht davon.

Erst als seine Schritte nicht mehr zu hören sind, falle ich zur Seite und fange an zu weinen.

Kapitel Zwei

Unbestimmte Zeit später wache ich wieder auf. Meine vorherige Trunkenheit ist weg. Mein Körper fühlt sich wieder so an, als würde er mir selbst gehören.

Ich bewege meine Arme und Beine ohne dieses merkwürdige Gefühl. *Was ist passiert? Hat er mir wieder Drogen verabreicht?*

Vorsichtig nehme ich einen kurzen Atemzug. Ich bemerke keinen verweilenden Geruch. Das bedeutet, dass Stonehart mir aus dem beschmutzten Bademantel herausgeholfen hat.

Ich vergrabe mein Gesicht in meinen Händen und versuche, nicht zu schluchzen. Dies ist erniedrigend. Wer würde so etwas einem anderen Menschen antun? Wer würde mich dieser albtraumartigen Dunkelheit zweimal aussetzen?

Ich bin wieder von Kälte umgeben. Ich stecke meine

Hände unter meine Achseln und versuche auf diese Weise, meine Finger warm zu halten. Meine Ohren frieren.

Wie viel länger noch? denke ich verzweifelt. Wie viel mehr werde ich noch ertragen müssen?

»Öffne dich für mich.«

Seine Stimme hallt in der Dunkelheit. Sie ist kräftig und männlich.

Ich muss gehorchen.

Zitternd und bebend — nicht vor Angst, sondern wegen der unaufhörlichen Kälte — gleite ich in dem Sessel hinunter und spreize meine Beine. Und umgehend zieht mein Verstand sich in einen weit entfernten Ort zurück.

Er dringt in mich ein. Die Härte seines Schwanzes

lässt mich kurz nach Luft schnappen. Ich bin nicht so dumm, ihn zu bekämpfen oder mich auf irgendeine andere Art zu wehren.

Warum sollte ich auch? Stonehart bekommt immer, was er will. Das in Frage zu stellen, würde die Dinge nur noch schlimmer machen.

Also liege ich dort erbärmlich und vergessen und gestatte ihm, seine Hüften in meinen schlaffen Körper hineinzupumpen. Für ihn bin ich nichts weiter als ein leerer Behälter. Ein warmes Plätzchen, um seinen Schwanz zu versenken.

Obwohl, selbst über den Ausdruck »warm« könnte man sich momentan streiten. Ich schließe meine Augen und warte darauf, dass dieser Albtraum vorübergeht.

Die Lichter gehen wieder an. Ich setze mich etwas

benommen und ein wenig unwohl auf. Ich bemerke das Blut, das an meinem Bein hinunterläuft.

Oh Gott.

Ich schaue auf den Sitz des Sessels und bemerke einen roten Fleck.

Oh Gott, wie konnte ich das bisher nicht bemerken?
Aber ich weiß genau wie. Nachdem Stonehart gegangen war, kauerte ich mich zusammen und ließ meinen Verstand wandern. Ob ich wach war oder schlief, machte keinen Unterschied. Solange ich nicht *dachte*, die Dinge waren... nun, sie waren...

Ich meine, sie waren...

Sie *waren* einfach. Ich kann nicht sagen, dass sie erträglich waren oder schrecklich oder überhaupt irgendetwas. Sie *waren* ganz einfach nur.

Ich kann mir nicht gestatten, Emotionen oder Gefühle zu haben. Vielleicht, wenn ich dies eines Tages überstanden habe, werde ich besser dazu in der Lage sein,

darüber nachzudenken. Aber im Moment, ohne ein definitives Ende in Sicht, kann ich einfach nur *existieren*.

Ein bisschen wie eine Wurm.

Nach meiner Dusche greife ich nach einer Schachtel Tampons und nehme sie mit zu meinem Sessel. Ich bringe außerdem ein weiteres Handtuch mit, um es über den Fleck zu legen. Jeremy — Stonehart — oder wie auch immer, ich weiß nicht einmal, warum ich ihn in meinen Gedanken nicht mehr mit seinem Vornamen anrede — hat mir verboten, Handtücher als Decke zu benutzen. Er sagte, dass alle Dinge ihre Bestimmung hätten, und ich dürfte daran nicht herumpfuschen.

Aber ich hoffe, dass dies etwas anderes ist.

Nachdem ich es mir in meinem Sessel gemütlich gemacht habe, gehen die Lichter aus. Ich gebe mir selbst jetzt nur noch zehn Minuten, um zu duschen und hierher zurückzukehren.

Ich möchte keine weiteren »*Unfälle*« erleiden.

Kapitel Drei

Wie lange bin ich schon hier? Eine Woche? Zwei?

Vielleicht länger?

Ich wette, es ist »*länger*«.

Ich kann spüren, wie die verbleibenden Stücke meines Verstandes langsam entschwinden. Was ist eine Existenz wie diese wert? Wo finde ich die Stärke oder den Willen, weiter zu kämpfen?

Ich stöhne. Ich kämpfe nicht. Kämpfen wäre dumm. Idiotisch. Kämpfen würde mir nur noch weitere Bestrafungen einbringen.

Soll das in den nächsten fünf Jahren mein Leben werden? Ein Zustand irgendwo zwischen einem Zombie und einem Menschen?

Alles, was mir jemals wichtig war, wurde mir genommen. Wenn es Stoneharts Ziel ist, mir zu zeigen, wie

wenig Kontrolle ich noch habe, braucht er nicht noch mehr zu tun.

In meinem Hinterkopf frage ich mich, was mit Rose passiert ist. Es ist das erste Mal während dieser zweiten — oder ist es die dritte? — Gefangenschaft, dass ich mir selbst gestatte, an diese gütige Frau zu denken.

Weiß sie, wo ich bin?

Unzweifelhaft ja.

Hat sie irgendetwas getan, um mir zu helfen?

Unzweifelhaft nein.

Und ich dachte, dass ich mich auf sie als Freundin verlassen könnte. Ich dachte —

Nein. Ich gestatte mir nicht, diese Gedanken weiter zu verfolgen. Rose hat keinen Einfluss auf Stonehart. Ich erinnere mich an die Taube. Sie kann nichts tun, um mir zu helfen, während ich hier drinnen bin.

Es ist nicht ihre Schuld. Ich kann es ihr nicht

vorwerfen. Falls ich sie jemals wiedersehen sollte —

Ich halte noch einmal inne. *Werde* ich sie jemals wiedersehen? Ich kann mir nicht sicher sein. Ich kann mir über gar nichts sicher sein, während ich in diesem dunklen Loch gefangen bin.

Stonehart will, dass ich zerbreche. Ich lache. Ich bin bereits zerbrochen. Ich bin schon so weit zerbrochen, dass keine noch so lange Zeit des Nachdenkens oder der Seelenfindung mich jemals von den Abgründen der Verzweiflung retten wird.

Ich habe keine Freunde, keine Liebe, keine Ziele oder Hoffnungen oder Träume oder Sehnsüchte.

Stonehart hat all das aus mir herausgepresst.

Mein Leben besteht nur aus schlafen, wachen, *vergewaltigt werden*.

Ich komme mit dem Gesicht nach unten auf dem Sessel zu mir und merke, dass ich gefickt werde.

Es ist merkwürdig, in dieser Situation aufzuwachen, besonders, da ich weiß, dass sie schon eine Zeit lang andauert. Hinter mir höre ich Stoneharts Stöhnen. Er hat nicht erst vor kurzem begonnen.

Er ist schon eine ganze Weile dabei.

Es ist ein Beweis dafür, wie tief ich schon gefallen bin, dass mir das nicht einmal mehr etwas ausmacht. Es ist ein Beweis dafür, wie abgestumpft ich geworden bin.

Ich lasse mich von der Mischung aus Schmerz und Lust nicht ablenken. Ich schließe einfach meine Augen und wünsche mir, wieder einzuschlafen...

Meine Mahlzeiten werden mir auf einem Wagen gebracht. Stonehart bringt sie selbst. Er lässt den Wagen nur eine Armlänge von mir entfernt stehen und geht dann.

Obwohl er während dieses Vorgangs nicht spricht und ich ihn nicht sehen kann, weiß ich, dass er es ist. Ich habe mich so sehr an seine Gegenwart gewöhnt, dass ich ihn mit verbundenen Augen in einer riesigen Menschenmenge erkennen könnte.

Teilweise ist es seine Art zu atmen. Seine Atmung ist langsam und kontrolliert. Sie spiegelt die Entschlossenheit wider, die er in allem zu finden scheint, was er tut.

Seine Atmung ähnelt außerdem seiner Stimme. Ich frage mich, ob er es sich selbst beigebracht hat, auf diese Weise zu sprechen. Das tiefe Grollen scheint er mühelos zu beherrschen. Und trotzdem kann ich es mir aus irgendeinem Grund lebhaft vorstellen, wie er es als Junge geübt hat.

Ich sehne mich danach, mit jemandem zu sprechen. Ich brauche einen Vertrauten. Einen Freund. Ich fühle mich so unglaublich allein und so furchtbar nutzlos.

Was habe ich getan, um meine Position mit Stonehart zu verbessern, seitdem mir das erste Mal der Zutritt zu seinem Haus gestattet wurde? Nichts. Überhaupt nichts. Von dem Moment an, als ich sein Haus betreten habe, habe ich nur einen Fehler nach dem anderen gemacht.

Als erstes war da die Weinflasche, die ich ihm an den Kopf geworfen habe. Die Erinnerung daran zaubert ein kleines Lächeln auf meine Lippen. Das hat Spaß gemacht!

Dann war da die Katastrophe im Überwachungsraum. Die Taube. Der Albtraum in seinem Büro. An dem Tag *einzuschlafen*, an dem er zurückkehren sollte.

Ich habe mich schon lange mit der Tatsache abgefunden, dass alles Schlechte, das mir passiert, meine eigene

Schuld ist. Hätte Stonehart mich jemals bestraft, wenn ich einfach nur das getan hätte, worum er mich gebeten hat?

Nein. Wenn ich nur ein kleines bisschen klüger, ein kleines bisschen raffinierter gewesen wäre... dann könnten die Dinge jetzt anders liegen.

Ich sehne mich nach den Tagen zurück, als die ZGBs noch eine Bedeutung hatten. Stonehart behauptet, er würde immer zu seinem Wort stehen, aber er hatte mir versprochen, dass mir die ZGBs, die ich verdiene, nicht mehr weggenommen werden können.

Die Ironie darin schmerzt so sehr, dass ich am liebsten weinen möchte. Er hat sie mir nicht weggenommen. Er hat mir nur all die Freiheiten entrissen, die sie mir gewährten.

Was für ein dummes System, denke ich mir selbst. Warum hat er es überhaupt eingeführt, wenn er nie vorhatte, es konsequent anzuwenden?

Wahrscheinlich, um mich zu verspotten. Um mich mit

dem Versprechen der ultimativen Freiheit zu locken. Um sich meine Folgsamkeit zu sichern.

Ich drehe mich auf dem Sessel herum und lache. Er hätte mich nicht mit ZGBs verlocken müssen, um mein Benehmen zu gewährleisten. Er hätte mich einfach nur zwei oder drei Mal mehr so wie jetzt in der Dunkelheit lassen müssen.

In diesem Augenblick bin ich mir sicher, dass ich niemals wieder irgendetwas tun werde, das Stonehart verärgert. Niemals wieder.

Er weiß nicht einmal, was diese letzte Einlage mir angetan hat. Meine Entschlossenheit, mich an ihm zu rächen? Weg. Mein Entschluss, es ihm heimzuzahlen? In Luft aufgelöst. Ganz tief in meinem Herzen weiß ich, dass ich mir bestenfalls vornehmen kann, in den nächsten fünf Jahren vorsichtig zu sein, um zu vermeiden, wieder in der Dunkelheit gelassen zu werden.

Unbehagen und Unzufriedenheit breiten sich in mir

aus. *Warum war ich so dumm?* In den Tagen, bevor ich an diesen Stuhl gefesselt war, ging es mir gut. Ich lebte in einem wundervollen Haus mit einem unglaublichen Blick aufs Meer. Ich hatte Zugang zu jeder Ecke und jedem Winkel des Hauses — nun, *fast*.

Warum konnte mir das nicht genügen?

Weil ich ein einzigartiger Idiot bin, deshalb.

War mein Leben wirklich so schlecht? Ich meine, sicher, ich musste für Stonehart zur Verfügung stehen, wann immer er mich wollte. Aber das war nur eine kleine Unbequemlichkeit — besonders verglichen mit meiner jetzigen Lage.

Im besten Fall war es absolut wunderbar. Ich erinnere mich an das Gefühl, das er mir gab, als wir uns das eine Mal in seinem Bett geliebt haben...

Natürlich war das alles eine Lüge. Es war nur seine Art, seine Dominanz über mich auszuüben.

Und jetzt behandelt er mich nicht einmal mehr wie

einen lebendigen Menschen.

Wenn ich zurückdenke, weiß ich nicht, welches Recht ich hatte, mich zu beschweren. Ich meine, vielleicht hatte ich keinen Zugang zur Außenwelt. Aber war das wirklich so schlimm? Ich weiß, dass es Menschen gibt — Mönche, Einsiedler — die sich absichtlich vollkommen von der Gesellschaft fernhalten. Hätte ich meine Isolation nicht einfach genauso sehen können?

Nein. Denn es war nicht deine eigene Entscheidung.

Bei diesem unbehaglichen Gedanken zucke ich mit den Schultern. Egal was, es war besser als das hier.

Ich versuche, mir vorzustellen, was passieren wird, wenn ich schließlich hier rausgelassen werde. Stonehart sagte, wir würden noch einmal »von vorn beginnen«. Bedeutet das, dass all meine ZGBs weg sind? Bedeutet das, dass ich noch einmal auf die Säule beschränkt werde?

Selbst das wäre eine Verbesserung. Ich würde mich nicht beschweren. Vielleicht werde ich sogar Rose

wiedersehen dürfen. Ich bin mir sicher, sie wird sich gern mit mir unterhalten wollen. Zumindest hoffe ich das. Ich muss sie nach Charles fragen und dem Gästehaus, aus dem ich sie herauskommen sah...

Ich gähne. Müdigkeit überkommt mich. Es macht keinen Sinn, mich dagegen zu wehren. Ich schließe meine Augen und falle in einen tiefen Schlaf.

Als ich aufwache, ist es unglaublich hell. Ich schrecke auf, und Alarmglocken ertönen in meinem Kopf. Ich habe einen Teil meiner fünfzehn Minuten verschlafen!

Ich fluche und versuche aufzustehen. Wie viel Zeit habe ich noch?

Dann bemerkte ich etwas, das mich überrascht! Das Licht kommt von *draußen*.

Ach du meine Güte.

Ich wirbele herum.

Die Vorhänge sind offen. Der Raum wird von kaltem, winterlichem Sonnenschein durchflutet.

Ich kann es nicht glauben. Ich starre aus dem Fenster und lege eine zitternde Hand an mein Halsband.

War es das? Ist dies...vorbei?

Hinter mir höre ich Schritte, und ich drehe mich schnell um. Meine Sinne sind in Alarmbereitschaft.

Ich sehe, wie Stonehart sich nähert. Instinktiv ziehe ich mich in die Tiefen meines Sessels zurück.

Er lächelt, als er mich anschaut. Es ist nur ein leichtes Lächeln, eines, das kaum seine Lippen berührt. Aber es spiegelt sich auch in seinen Augen wider.

Er sieht stark aus und kräftig und mächtig. Sein Haar ist etwas kürzer als ich es in Erinnerung habe. Vielleicht hat er es gerade schneiden lassen. Oder vielleicht auch

nicht. Im Dunkeln konnte ich niemals sein Gesicht sehen.

Er hält vor mir an und wirft einen kurzen Blick durch den Raum. Hass und Ekel erfüllen mich, als ich ihn anschau. Aber unter diesen Gefühlen verbirgt sich auch ein Hauch von Angst.

Sein Lächeln wird breiter, als er sich neben mich stellt. Ich drücke mich so tief in den Sessel hinein wie ich nur kann. Ich will ihn *nicht* so nahe bei mir haben, nicht im hellen Tageslicht, nicht, wenn ich jede attraktive Einzelheit seines Gesichts erkennen kann.

Er sieht mich einen langen, stillen Augenblick an. Es muss mir zugutegehalten werden, dass ich nicht zusammenzucke. Ich bemerke den Geruch seines Kölnischwassers. Es ist leicht, fast wie die Erinnerung an einen Duft. Aber es verstärkt sein persönliches Aroma und unterstreicht irgendwie seine Männlichkeit.

Wenn ich bedenke, dass mich dieser Geruch einmal berührt hat...

Und jetzt könnte mir nichts ferner liegen.

»Lilly.« Stoneharts Stimme ist sanft. Er hebt eine Hand an, um meine Wange zu berühren. Meine Stärke verlässt mich, und ich weiche zurück.

Er macht ein langes Gesicht. Seine Hand fällt nach unten. Er sieht ehrlich verletzt aus.

»Du willst nicht, dass ich dich berühre?«, fragt er.

Ich schrecke zurück. Was soll ich denn darauf antworten?

Verdammt, ich will nicht, dass du mich anfasst, denke ich, aber das kann ich ja wohl nicht laut sagen, oder?

Stattdessen seufze ich gleichgültig und beuge mich leicht in seine Richtung, womit ich ihm stillschweigend meine Erlaubnis gebe.

Er lächelt traurig. Seine Fingerspitzen gleiten an meinem Kinn entlang. Es ist eine weiche, sanfte Berührung, von der ich eine Gänsehaut bekomme.

»Weißt du«, sagt er, während er mir tief in die Augen blickt, »Rose hat darum gebeten, dich zu sehen. Es würde mir große Freude bereiten, ihr diesen Wunsch zu erfüllen.«

Ich antworte nicht. Es ist ja nicht so, dass ich mich hier drinnen einschließen würde. Alles geschieht so, wie Stonehart es haben will.

Der Gedanke macht mich traurig.

»Ich habe ihr gesagt, dass ich mit dir sprechen und dich fragen würde, was du von dieser Bitte hältst«, fährt er fort. Er drückt mein Kinn nach oben, sodass ich ihn anschauen muss. »Also, Lilly? Was soll ich ihr antworten?«

»Ich denke —« Ich schlucke. »Ich denke, das würde mir gefallen.«

Ich reiße meinen Blick von ihm los.

Aus meinem Augenwinkel heraus sehe ich, wie sich Stoneharts Gesicht aufhellt. »Gut«, sagt er. »Ich hatte auf

deine positive Reaktion gehofft.« Er atmet ein. »Weißt du, Lilly, es bereitet mir kein großes Vergnügen, dich hier drinnen gefangen zu halten. Wenn ich mir den Zustand ansehe, in dem du dich befindest —«, sein Blick bleibt auf mir haften, »— kann ich mich nicht gegen das Gefühl wehren, dass ein Teil davon meine Schuld ist.«

Meine Nackenhaare sträuben sich, und mir klappt die Kinnlade herunter. Ein *Teil* davon ist *seine* Schuld?

Versuch's mal mit »allem«, du dreckiges Arschloch!

Klugerweise äußere ich meine Gedanken nicht laut.

Stonehart bewegt seinen Kopf von einer Seite auf die andere, als würde er versuchen, mich aus einem besseren Blickwinkel zu betrachten. »Aber dann«, kichert er humorlos, »erinnere ich mich an das, was du getan hast, um in diese Situation zu gelangen, und damit löst sich dieses Gefühl auch schon in Luft auf.«

Ich zwinge mich, ihm in die Augen zu schauen. Meine Kraft kehrt zurück. Ich weiß nicht, ob er es ernst meint

oder nicht. Es *klingt* so, als würde er sich über mich lustig machen. Aber seine Stimme ist voll von tiefster Ernsthaftigkeit.

Ich erinnere mich an die Kraft seines Pokergesichts und entscheide, *dass er sich über mich lustig macht*. Ich sage mir selbst, dass ich es mir nicht zu Herzen nehmen sollte.

»Lilly«, sagt er noch einmal, während seine Hand sich nach unten neigt, um das Halsband zu berühren, »du bist so wunderschön. Warum zwingst du mich dazu, dir diese Dinge anzutun? Wenn du dich nur *benehmen* würdest —«, seine Finger halten an dem weichen Punkt unter meinem Kinn, und er hebt meinen Kopf an, »— könnten wir beide das Vergnügen haben, die Gegenwart des anderen wahrlich zu genießen.«

Die Gegenwart des anderen zu genießen? Ist der Mann total verrückt?

Ich entscheide, Rückgrat zu zeigen, und Wut beginnt,

in mir aufzusteigen.

Er legt seinen Kopf auf die Seite und lächelt. »Oh, ich kenne diesen Ausdruck«, sagt er. Er hebt seine beiden Hände in gespielter Kapitulation. »Ich habe etwas gesagt, das dich verärgert. Bitte, wirf mir nicht wieder eine Weinflasche an den Kopf.«

Dann gibt er ein großartiges, tiefes Lachen von sich, als hätte er gerade den besten Witz der Welt erzählt.

»Aber mal ernsthaft«, sagt er, während sein Kichern verebbt. »Bitte zwing mich nicht, dich noch einmal in diese Situation zu bringen, Lilly. Ich mache mir Sorgen um dich, wenn du hier drinnen bist. Du hast keine Ahnung, welche Schwierigkeiten ich habe zu schlafen, wenn ich weiß, dass dir kalt ist und du allein und einsam bist.«

»Ist das der Grund, warum du jeden Abend herkommst und mich vergewaltigst?«, spucke ich in sein Gesicht. Dann schnappe ich nach Luft und werfe beide Hände über meinen dummen Mund. Meine Augen weiten sich vor

Angst.

Idiot! schreit eine Stimme in meinem Kopf auf.

Verdammter Idiot! Du gierst nur so nach Strafe, oder nicht?

Ich warte auf die sich anbahnende Explosion... und bin überrascht zu sehen, dass Stoneharts Lächeln sich einfach nur verbreitert. »Ich wusste, dass du noch ein wenig Kampfgeist in dir hast«, sagt er und klingt — erfreut! — von dieser Offenbarung.

Er stellt sich hin. »Das Halsband ist erneut deaktiviert, Lilly-Blume. Deine Freiheiten wurden dir wieder gewährt. Es ist dir gestattet, zu kommen und zu gehen wie du möchtest. Und ich meinerseits werde mein Bestes tun, keine Reaktionen von dir zu provozieren, die eine zukünftige Bestrafung nach sich ziehen könnten.« Er hält inne. »Ich sehe dich gern glücklich und frei.«

Dann dreht er sich um. »Es ist viertel vor zwei«, sagt er. »Heute ist ein seltener freier Tag für mich, aber ich

werde dich nicht vor sechs Uhr in Anspruch nehmen.
Rose, du und ich werden ein wunderbares Abendessen genießen, welches von Charles vorbereitet wurde. Rose möchte dich unglaublich gern sehen. Ich bitte dich nur, dich für diese Gelegenheit angemessen zu kleiden.«

Er beugt sich nach unten und hebt meinen Nachttopf hoch. Seine Nase verzieht sich vor Ekel. »Ich werde dieses schreckliche Ding für dich entsorgen.«

Ich warte, bis Stonehart wirklich weg ist, bevor ich vorsichtig einen Fuß auf den kalten, gefliesten Boden stelle.

Die Klimaanlage ist abgestellt. Gott sei Dank. Die Sonnenstrahlen von draußen beginnen, den Raum zu erwärmen.

Ich erhebe mich von meinem Sessel und stelle mich

hin. Eine kurzer Schwindel überkommt mich. *Nicht genügend Kohlenhydrate*, denke ich. Ich atme tief ein und warte darauf, dass der Schwindel vergeht. Das war's. Ich habe das Schlimmste überstanden, dem Stonehart mich aussetzen kann.

Zweimal.

Der Gedanke erfüllt mich mit nur wenig Befriedigung. Ich weiß, der Grund dafür ist, dass Stonehart *Recht* hatte.

Er hatte Recht, als er sagte, ich würde mich nur aufgrund meiner eigenen Dummheit in solchen Situationen befinden. Wie anders wären die Dinge, wenn ich nicht eingeschlafen wäre, als Stonehart von seiner Reise zurückgekehrt ist... Wo wäre ich jetzt? Welchen Fortschritt hätte ich mit ihm machen können?

Ich gehe zu dem riesigen Fenster und schaue hinaus. Es ist ein trüber, grauer Tag. Eine dicke Wolkenschicht verhüllt die Sonne. Das Meer ist trügerisch friedlich.

Es fühlt sich so an, als befände ich mich im Zentrum

eines Unwetters.

Gerade als ich mich umdrehe, bemerke ich mein Spiegelbild in der Scheibe. Ich wende mich ihm zu und schaue mich an.

»Du bist eine Überlebenskünstlerin«, flüstere ich.
»Du hast alles überstanden, was Stonehart dir entgegengeworfen hat, und es ist dir kaum anzusehen.«

Das ist wahrscheinlich nicht ganz richtig. Aber ich muss mich selbst davon überzeugen. Ich fürchte, dass ich ansonsten einen echten psychischen Zusammenbruch erleide.

Als ich einige Minuten später unter der Dusche stehe, greift meine Hand automatisch nach dem Hebel, um die Temperatur so hoch wie nur möglich einzustellen.

Auf halbem Weg halte ich inne.

Ich bin keine Gefangene in einem Sessel mehr,
überzeuge ich mich selbst. Ich entschieße mich dazu, die Temperatur angenehm und lauwarm einzustellen.

Eine ganze Weile später trete ich aus der Dusche heraus und trockne mich in aller Ruhe ab. Ich gehe hinüber in den Schminkraum und öffne das Handtuch, um meinen Körper zu untersuchen.

Ich bin ein wenig dünner als ich in Erinnerung habe. Aber ich habe meine Kurven nicht verloren. Das ist ein Wunder. Während meines jüngsten Aufenthaltes in der Dunkelheit habe ich nicht sehr viel gegessen.

Ich überprüfe mein Haar. Es ist inzwischen länger als ich es normalerweise trage.

Erschreckt erinnere ich mich an die Kameras, die mich von der anderen Seite des Spiegels aus beobachten. Ich beginne, das Handtuch zu schließen. Aber dann halte ich inne, atme tief ein und zwingen mich dazu, mich zu entspannen.

Wie ein Filmstar lächle ich das unsichtbare Publikum an und drehe mich weg.

Die Freiheit hat mich wiederbelebt. Sicher, ich bin

nicht im wahrsten Sinne des Wortes frei. Ich glaube, diesen Gedanken habe ich sowieso aufgegeben — zumindest kurzfristig. Für den Augenblick genügt es mir, nicht auf diesen verdammten Sessel beschränkt zu sein.

Ich gehe zurück in den Sonnenraum, eingewickelt in einen flauschigen, dunkelblauen Bademantel. Es ist wahrscheinlich genau der gleiche, den ich an den meisten Tagen meiner Gefangenschaft getragen habe, aber er fühlt sich anders an. Anstatt schwer und einengend zu sein, empfinde ich den Stoff als weich und tröstlich.

Es ist ein Wunder, was eine Veränderung des Blickwinkels für die Psyche tun kann.

Ich gehe auf das Bett zu. Mit einem hysterischen Kichern werfe ich mich auf die Decke. Ich rolle mich ein wenig hin und her, strecke mich dann und gähne herzhaft.

Ich habe dieses Bett vermisst. Ich hätte nie gedacht, dass ich das einmal sagen würde, nicht nach diesen drei Tagen, die ich darauf gefangen gewesen war — aber drei

Tage sind nichts verglichen mit der Länge der Zeit, die ich auf diesem Sessel saß.

Ich rolle mich auf meinen Bauch und stütze mein Kinn auf. Ich starre den Sessel an.

Ich hasse dich, denke ich. Ich hasse dich, du gottverdammter Sessel.

Es ist nicht nur die Erinnerung, die er mir vermittelt, die mich dazu bringt, ihn zu hassen. Es ist auch alles andere, was er darstellt. Das ist der Sessel, auf dem ich eingeschlafen bin, während ich auf Stonehart gewartet habe. Das ist der Sessel, auf dem ich die Taube abgestellt habe, bevor Stonehart sie gefunden hat. Das ist der Sessel, der mir die schmerzhafteste Ohrfeige eingebracht hat, als Stonehart dachte, ich hätte Rose darum gebeten.

Dieser Sessel hat mir nichts als Unglück gebracht. Ich will, dass er verschwindet.

Ich stehe auf und schiebe ihn in Richtung der Glastür. Ich drehe am Griff und drücke die Tür mit meiner Hüfte

auf. Ich halte für eine Sekunde inne, nur um sicher zu gehen, dass ich kein warnendes Prickeln unter meinem Ohr verspüre. Als keines kommt, zerre ich den Stuhl nach draußen.

Ich trete zurück und bewundere mein Werk. Er ist aus dem Sonnenraum heraus.

Aber wenn ich ihn einfach hier stehenlasse, werde ich ihn niemals aus meinem Kopf bekommen können. Ich muss ihn aus meinem Blickfeld entfernen.

Ich ziehe an der Schärpe meines Bademantels, um sicher zu gehen, dass der Gürtel sich nicht löst, und mache mich daran, den schweren Sessel wegzuziehen.

Die Füße hinterlassen ein schreckliches kratzendes Geräusch auf dem Beton, laut genug, um die Toten zu wecken. Ich beiße die Zähne zusammen und ertrage es.

Als ich mich mit dem Sessel abmühe und stampfe und keuche, während ich ihn wegziehe, ohne darauf zu achten, wohin ich gehe, stoße ich mit jemandem zusammen, von

dem ich nicht einmal wusste, dass er da war.

Ich drehe mich überrascht um — und mir wird das Herz schwer, als ich sehe, wie Stonehart mich mit vor Vergnügen gespitzten Lippen anblickt.

»Jeremy«, sage ich verlegen. Plötzlich wird mir bewusst, wie lächerlich ich aussehen muss. Und wie einfach es sein könnte, ihn zu verärgern, wenn er mich so sieht. »Ich habe dich nicht erwartet.«

»Nein«, sagt er mit leichter Stimme und mit einem vor Fröhlichkeit glitzernden Blick, »das hast du wahrlich nicht.« Er blickt über meine Schulter hinweg auf den Sessel. »Was tust du hier?«

Ich spitze meine Ohren, um einen Anflug von Bosheit in seiner Stimme zu entdecken, finde aber keinen. Ich glaube, ich habe mich so daran gewöhnt, dass er über alles, was ich tue, verärgert ist, dass es mich wie ein Schock trifft, wenn das nicht der Fall ist.

»Äh«, ich blase meine Wangen auf und streiche eine

verirrte Strähne meines Haares aus meinen Augen. Ich blicke aus dem Augenwinkel auf den Fleck auf dem Sitz und erbleiche unwillkürlich. »Ich wollte ihn, äh, saubermachen. Draußen«, lüge ich.

Stonehart lacht. »Ganz allein?«, fragt er. »Weißt du, für so etwas haben wir Angestellte.«

»Ich wollte Rose keine Mühe machen«, murmele ich.

»Nicht sie.« Er schmalzt mit der Zunge. »Die Frau würde mich umbringen, wenn ich sie um so etwas bitten würde.«

»Sie würde... was?«, frage ich, überrascht von diesem Kommentar.

»Das bedeutet, sie würde es nicht tun«, vertraut er mir an. »Sie würde mich ausschimpfen, wenn ich sie nur darum bitten würde. Hast du sie schon einmal ärgerlich gesehen?« Er tut so, als würde er zittern. »Ich könnte mir keinen würdigeren Gegner vorstellen.«

Ich starre ihn an. Hier steht er und spricht mit mir, als

wären die letzten paar Wochen nie passiert. Er spricht zu mir als wäre ich ein... normaler Mensch.

Ich werde niemals verstehen können, was in diesem Mann vorgeht.

»Ich habe dein Bemühen von oben gesehen.« Er zeigt auf die Fenster in seinem Schlafzimmer, die auf den Garten hinter dem Haus blicken. »Ich dachte, ich könnte hinunterkommen und dir meine Hilfe anbieten.«

»Du? *Mir* helfen?«, frage ich ziemlich entsetzt.

Er lacht erneut. »Das ist ein Versuch, ritterlich zu erscheinen, Lilly.«

Misstrauisch kneife ich meine Augen zusammen.

»Also, was meinst du?«, fährt er fort. »Möchtest du, dass ich dir helfe oder nicht? Obwohl, wenn ich mir den Sessel so anschau, weiß ich nicht, wie viel Erfolg du mit dem Reinigen haben wirst. Dürfte ich einen neuen Bezug vorschlagen oder vielleicht einen anderen Sessel?«

Er blickt mir in die Augen. Etwas von dem Intellekt,

der mir so imponiert hat, als ich ihn zum ersten Mal getroffen habe, ist zu erkennen. »Ich glaube nicht, dass du begierig danach bist, noch mehr Zeit auf diesem zu verbringen«, sagt er sanft.

Ich nicke ein wenig benommen. »Du hast Recht. Danke für das Angebot, Jeremy.«

»Keine Ursache.« Er ergreift den Sessel am Rücken und hebt ihn an, als wäre er schwerelos. Dann blickt er mich aus dem Augenwinkel an, und ich sehe eine unerwartete Verspieltheit in seinen Augen. »Dein Bademantel hat sich geöffnet«, sagt er. Sein Blick senkt sich für einen Augenblick. »Deine Brüste schauen heraus.«

Kapitel Vier

Als ich Stonehart mit meinen Armen vor mir verschränkt folge, informiert er mich über die Dinge, die ich während meiner »*Abwesenheit*« verpasst habe. Er drückt es so leichtfertig aus, als wäre es nichts weiter als eine angenehme Reise auf die Bahamas gewesen.

Seine Übernahme von Dextran Technologies wurde durchgeführt. Er hat Esteban entlassen und einen vorläufigen Geschäftsführer ernannt. Offiziell heißt es, so sagt er mir, dass nach einem festen Nachfolger gesucht würde. Wie er mich anschaut, als er das sagt, verrät mir allerdings, dass es nicht seine Absicht ist, intensiv zu suchen.

Er kann doch nicht immer noch mich einstellen wollen? frage ich mich. Warum will er immer noch, dass ich das glaube? Dieser Witz ist inzwischen alt.

Er lässt mich allein, damit ich mich umziehen kann. Ich sprühe ein wenig Parfum an meinen Hals und hinter meine Ohren und ziehe dann ein trägerloses Kleid an. Es ist das, welches ich tragen wollte, um Stonehart nach seiner Geschäftsreise zu begrüßen.

Als ich um viertel vor sechs aus dem Sonnenraum heraustrete, wartet Rose schon in der Eingangshalle auf mich. Sie läuft auf mich zu und umfasst mich, ohne sich zurückzuhalten, in einer enormen Umarmung.

»Ich habe mir solche Sorgen um Sie gemacht«, flüstert sie mir ins Ohr, als sie mich festhält. Ihre Augen sind feucht mit ungeweinten Tränen. »Ich habe Mr. Stonehart Tag und Nacht nach Ihnen ausgefragt. Er sagte mir, dass Sie bis auf weiteres nicht in der Lage seien, Gäste zu empfangen. Ich *wusste* einfach, dass Ihnen etwas Schreckliches zugestoßen war. Und all diese verdammten Kameras —«

Sie hält inne, und ein erschreckter Ausdruck breitet

sich auf ihrem Gesicht aus. Dann schüttelt sie ihren Kopf und fährt mit einer stählernen Stimme fort: »All diese *verdamnten Kameras* nützen mir nicht das Geringste, da ich keinen Zugang zu den Aufzeichnungen habe. Ich hatte keine Ahnung, was mit Ihnen geschah. Oh! Aber schauen Sie sich jetzt an, so hübsch und wunderschön. Ich wusste, dass er Ihren Kampfgeist nicht brechen würde.« Sie nimmt meine Hand und führt mich ins Esszimmer.

Stonehart sitzt neben einem Mann am Tisch, den ich zwar schon einmal gesehen, aber noch nicht kennengelernt habe. Er ist derjenige, der den Wagen vom Gästehaus wegfuhr.

Sie beide erheben sich, als sie sehen, dass ich eintrete. Stonehart lächelt und sagt: »Lilly, das ist Charles. Er entschuldigt sich dafür, dass er sich nicht schon früher vorgestellt hat, aber es dauert immer eine Weile, bis er sich Fremden gegenüber öffnet.«

Charles beugt seinen Kopf.

»Es ist schön, Sie kennenzulernen, Charles«, sage ich und strecke meine Hand aus.

Etwas sehr Merkwürdiges passiert. Anstatt sie zu nehmen, blickt Charles zu Stonehart, fast so, als würde er um Erlaubnis bitten. Stonehart nickt kurz und macht dann einige Bewegungen mit seinen Händen.

Zeichensprache, denke ich überrascht.

Ein Lächeln breitet sich auf Charles Gesicht aus. Er macht ebenfalls einige unterschiedliche Bewegungen, greift dann nach vorn und schüttelt herzlich meine Hand, wobei er seine beiden Hände benutzt.

Dann, bevor ich noch ein weiteres Wort sagen kann, beugt er seinen Kopf noch einmal und zieht sich zurück.

»Charles war schon immer sehr schüchtern«, sagt Rose hinter mir. Ich sehe sie an. »Es hat ganze zwei Jahre gedauert, bevor er auch nur einen kurzen Blick in meine Richtung warf, als wir beide anfangen, für Mr. Stonehart zu arbeiten.«

Stonehart kichert und rückt den Stuhl für mich zurecht.

»Aber er ist der beste Koch, den ich je getroffen habe«, sagt er.

Ich setze mich mit einer Art unglaublicher Benommenheit auf den Stuhl. Dies fühlt sich alles so normal an. Sogar ein wenig heimisch. Nichts von Stoneharts Verhalten deutet auch nur ansatzweise darauf hin, was er mir wochenlang angetan hat.

Schon bald serviert Charles die Vorspeise. Dann überrascht er mich, indem er sich selbst neben Rose an den Tisch setzt. Als sie seine Hand nimmt, breitet sich ein Lächeln auf meinen Lippen aus.

Ich hatte Recht.

Stonehart räuspert sich. Wir alle blicken ihn an. »Soll ich das Gebet sprechen?«, fragt er.

Rose lächelt und streckt ihre Hand aus. Er nimmt sie und verschränkt seine andere dann mit meiner. All das bringt mich aus dem Gleichgewicht, sodass ich nichts

anderes tun kann, als über den Tisch zu greifen, um Charles Hand zu nehmen.

Das Ganze ist sehr schnell vorbei. Nachdem Stonehart seine kleine Ansprache gehalten hat, wendet er sich mir zu, verbirgt seinen Mund hinter einer Hand und flüstert: »Ich bin kein religiöser Mensch.« Er beugt seinen Kopf in Charles Richtung. »Aber er ist es, und dies war die einzige Möglichkeit, ihn dazu zu bewegen, uns beim Abendessen Gesellschaft zu leisten.«

Ich nicke leicht, doch ich fühle mich immer noch unbehaglich. Die ganze Situation macht mich angespannt und ängstlich. Dies ist nicht real. Das kann es nicht sein. Dies ist nur eine Vorstellung.

Aber wie hat Stonehart in Rose und Charles solch willige Schauspieler gefunden?

»Wissen Sie, Liebes«, sagt Rose, als wir mit dem Essen beginnen, »ich wollte Sie schon so lange sehen. Sie dürfen sich wirklich nicht noch einmal auf diese Weise

vor uns verschließen.« Sie schaut Stonehart kurz, aber scharf an. Ich bin mir sicher, sie weiß, wessen Fehler das wirklich war.

Aber warum die Verstellung? Warum kann sie nicht einfach sagen, was sie wirklich denkt?

Warum hat sie mir nicht geholfen?

Der einzige Grund, den ich mir vorstellen kann, ist, dass Stonehart etwas besitzt, das er gegen sie verwenden kann. Er ist ein großartiger Manipulierer. Ihre standhafte Treue zu ihm muss auf etwas beruhen, von dem ich nichts weiß.

Stonehart lächelt, als er sein Weinglas an seine Lippen führt. »Du hast eine großartige Verbündete in Rose«, erklärt er mir. »Wusstest du, dass sie tatsächlich damit gedroht hat zu kündigen, wenn sie dich heute Abend nicht beim Weihnachtsessen sehen würde?«

Ich verschlucke mich fast an meinem Essen. *Es ist Weihnachten?*

Ich spüre die Blicke aller auf mir, als ich anfangen zu husten. Ich nehme einen Schluck Wasser, um meine Stimme wiederzufinden, und blicke Rose an. »Haben Sie das wirklich getan?«

Sie macht mit einer Hand eine abwertende Bewegung. Ihre Wangen erröten ein wenig. »Ach, das war nicht der Rede wert.«

»Oh nein«, sagt Stonehart. »Das war schon was. Sie stürmte in mein Büro, noch dazu während ich mich in einer Konferenzschaltung befand, und sprach ein Machtwort. Sie sagte, dass sie dich entweder während des Weihnachtssessens sehen würde, oder es wäre das Letzte, was ich von ihr sehen würde.«

Er hebt sein Weinglas an, schwenkt es herum und führt es an seine Lippen. »Sie ist ein unbarmherziger Verhandlungsgegner. Ich hatte überhaupt keine Chance.«

Ich schaue verständnislos von Stonehart zu Rose. Was ist die Basis ihrer Beziehung? Stonehart *kann nicht*

einfach nur ein Arbeitgeber sein. Es muss noch etwas anderes dahinter stecken.

Charles lächelt während unserer Unterhaltung und nimmt noch einmal Roses Hand. Und welche Rolle spielt er?

Nachdem wir die Vorspeise beendet haben, steht Charles auf und serviert den größten Truthahn, den ich je gesehen habe. Außen ist er goldbraun, und rote Preiselbeerfüllung fällt aus dem Inneren heraus. Charles blickt ihn stolz an und setzt ihn ab. Er macht eine Serie schneller Handbewegungen, die Stonehart für mich übersetzt.

»Er sagt, dass er ihn speziell für dich zubereitet hat.«

Ich blinzele überrascht. Ein winziger Hoffnungsschimmer erwacht in mir.

Charles hat den Truthahn für mich zubereitet. Rose hat damit gedroht, meinewegen zu kündigen.

Vielleicht sind die Dinge doch nicht ganz so trostlos

wie sie scheinen.

Das Abendessen wird mit Drinks und dem köstlichem Truthahn fortgesetzt. Rose und Stonehart unterhalten sich wie zwei alte Freunde, während Charles seinen Beitrag dazu mit seinen Händen signalisiert. Stonehart besitzt die Geistesgegenwart, für mich zu übersetzen.

Abgesehen davon versuche ich jedoch, unbemerkt zu bleiben. Ich habe Stonehart nichts zu sagen — zumindest nicht in Gesellschaft.

Und trotzdem nehme ich nach etwa der Hälfte des Abendessens lebhaft an der Unterhaltung teil. Der Wein übt seinen Einfluss auf mich aus. Meine Zurückhaltung wird langsam von einer neugierigen Aufregung ersetzt, die nur davon herrührt, sich wieder unter Menschen zu befinden.

Ich frage mich, wie oder warum Stonehart die Zeichensprache erlernt hat. War es nur, um mit Charles kommunizieren zu können?

Ich beschließe, ihn zu fragen. Er blinzelt, als er meine Frage hört. Umgehend verwandelt sich sein Ausdruck in Traurigkeit.

»Meine Mutter hat ihr Gehör verloren, als ich zehn Jahre alt war«, sagt er. Für einen Augenblick scheint er überrascht zu sein, dass er mir das erzählt hat. Dann verdunkelt sich sein Blick. Er schaut an mir hoch und runter, als würde er mich zum ersten Mal sehen.

Oder — ein Hauch von Angst läuft mir den Rücken hinunter — als würde er sich gerade daran erinnern, wer ich wirklich bin.

Rose bemerkt diesen Austausch und rettet mich rechtzeitig. »Also, Lilly«, fragt sie fröhlich, »haben Sie schon darüber nachgedacht, was Sie auf Ihrer Reise tun werden?«

»Reise?«, frage ich. »Welche Reise?«

»Huch.« Rose verdeckt ihren Mund mit einer Hand.

Aber ihr Blick tanzt, und sie klingt nicht das kleinste bisschen schuldbewusst.

Stonehart räuspert sich. »Die Reise«, betont er, »von der Lilly bis morgen früh nichts wissen sollte.«

»Es sieht so aus, als hätte ich die Katze aus dem Sack gelassen«, lächelt Rose ihn an und nimmt einen Schluck Wein.

»In der Tat«, stimmt Stonehart ihr zu. Ich höre in seiner Stimme weder Wut noch Zorn. Vielleicht einen kleinen Hauch von Verärgerung — vielleicht — aber das ist nach meinem Beinahe-Unfall möglicherweise eher meinen eigenen Nerven zuzuschreiben.

»Welche Reise?«, frage ich erneut und drehe mich zu Stonehart.

»Das sollte deine Weihnachtsüberraschung sein«, sagt er.

»Oh, nun schmoll nicht, Jeremy«, schilt Rose ihn.

»Das steht dir nicht.«

Mein Blick schnellst zu ihr hinüber, und meine Augen sind vor Schock weit aufgerissen. Hat sie Stonehart gerade *zurechtgewiesen*? Nicht nur das, sie sprach ihn außerdem mit seinem *Vornamen* an?

Unglaublich.

Stonehart scheint von dem, was er hört, genauso überrascht zu sein wie ich. Aber er überspielt es schnell und lacht laut.

»Du hast Recht, Rose«, sagt er. »Wie immer hast du Recht. Ich weiß nicht, was ich ohne dich tun würde.«

Rose richtet sich in ihrem Stuhl auf, stolz wie eine Mutterhenne.

Stonehart nimmt meine Hand. Mir stockt der Atem — es ist das erste Mal, dass er mich seit dem Gebet anfasst. Ich vermute, dass ein Teil meiner Reaktion mit der tief verwurzelten Besorgnis zu tun hat, die sich in all diesen

Nächten, die ich in der Dunkelheit verbracht habe, in mir ausgebreitet hat.

»Für morgen«, sagte er sanft, während er mir tief in die Augen schaut, »habe ich eine Geschäftsreise nach Portland geplant. Ich werde während des Tages die meiste Zeit beschäftigt sein, aber ich habe es so eingerichtet, dass du mich begleitest. Rose hat mir dabei geholfen, gewisse Aktivitäten vorzubereiten, von denen sie überzeugt ist, dass sie dir sehr gefallen werden.« Er wirft ihr einen kurzen Blick zu, und sie lächelt ihn an.

»Das heißt«, fährt er nach einem Augenblick fort, »wenn du mit mir kommen möchtest.«

Mein Verstand wirbelt nur so vor Ungläubigkeit und Verwunderung. Eine Reise? Weg vom Grundstück? Nach *Portland*?

Und — was am beeindruckendsten ist — er fragt mich? Er befiehlt es mir nicht, sondern er *fragt* mich tatsächlich?

Wo ist der Haken? wundere ich mich.

Ich lecke mir über die Lippen, bevor ich antworte. Rose beobachtet mich mit einem hoffnungsvollen Ausdruck auf ihrem Gesicht. Charles lächelt breit. Und Stonehart?

Nun, Stonehart blickt mich auf eine Weise an, die mich an einen Jungen erinnert, der zum ersten Mal ein Mädchen bittet, mit ihm auszugehen. Erwartung vermischt sich mit Unsicherheit in seinem Gesicht. Es ist so ein weicher, liebenswerter Ausdruck — und so anders als alles, was ich von ihm zu erwarten gelernt habe — dass ich spreche, bevor ich denken kann: »Jeremy, natürlich werde ich mit dir kommen. Sehr gern sogar.«

Ein riesiges Lächeln breitet sich auf seinem Gesicht aus. Er schlägt seine Hände zusammen. Das Geräusch bringt uns in die Realität zurück.

»Wunderbar«, sagt er. »Einfach wunderbar.« Er lehnt sich nach vorn und küsst meine Wange. »Rose, du kleiner Teufel, du wusstest, wie nervös ich war, sie zu fragen,

aber du hast mich trotzdem unter Zugzwang gesetzt.«

Auf Roses Lippen ist ein kleines, selbstzufriedenes Lächeln zu erkennen, das halb von ihrem Weinglas verdeckt wird. »Das kann ich am besten.«

Kapitel Fünf

Mit der Sicherheit, die Charles und Roses Gesellschaft bieten, vergeht der Rest des Abends in einer Mischung aus Heiterkeit und Trinken und Fröhlichkeit.

Ich kann mich nicht an das letzte Mal erinnern, als ich mich so ausgelassen gefühlt habe. Ein großer Teil davon ist dem Wein zuzuschreiben, der meinen Magen füllt.

Nach dem Abendessen wandern wir vier in dem riesigen Haus von einem Raum zum anderen. Musik ertönt aus versteckten Lautsprechern in den Wänden. Stonehart zeigt mir den riesigen Weihnachtsbaum, den er im Erdgeschoss hat aufbauen lassen. Er reicht den ganzen Weg hinauf bis zur Decke und glitzert mit hunderten von kleinen Lichtern. Ich habe noch nie zuvor einen so großen Baum gesehen.

Irgendwann schleichen sich Rose und Charles davon.

Ich bemerke erst, dass sie weg sind, als Stonehart und ich allein im Zimmer sind.

Mein Innerstes zieht sich vor Besorgnis umgehend zusammen. Dies ist der Augenblick, vor dem ich mich den ganzen Abend lang gefürchtet habe.

Stonehart, der sich gerade neben mich setzen wollte, bemerkt meine Anspannung und zieht sich zurück. Er stolziert zur gegenüberliegenden Wand und betrachtet sein Spiegelbild in dem dunklen Glas.

»Also«, atmet er schließlich aus, während er sich zu mir dreht, »ich gehe davon aus, dass du dich heute Abend amüsiert hast?«

Ich nicke und wahre den Schein. Ich muss höflich sein.

»Mir hat es auch gefallen«, erklärt er mir. Er scheint mit etwas zu kämpfen. Sein Kiefer bewegt sich, als er an mir hoch und runter schaut.

Ich sitze steif wie eine Statue.

»Hör zu, Lilly, ich —«, er unterbricht sich und kneift

die Lippen zusammen. Einen Augenblick später versucht er es erneut.

»Ich — ich möchte nicht, dass du mich verabscheust. Ich weiß, das ist viel verlangt. Aber ich habe immer noch Hoffnung, dass es nicht zu spät ist.«

Alarmsirenen erklingen in meinem Kopf. Meine Fingernägel vergraben sich tief in der Armlehne.

Er seufzt noch einmal. »Es kommt nicht oft vor, dass ich zugebe, mich geirrt zu haben«, sagt er. »Es kommt nicht oft vor, *dass* ich mich irre. Aber ich beginne zu glauben, dass ich das bei dir getan habe.«

Ich versuche, passiv zu bleiben, aber seine Worte erwecken eine plötzliche Neugier in mir.

»Es ist deine Stärke, die mich verblüfft«, fährt er fort, als ich nichts erwidere. Er hat mir immer noch seinen Rücken zugewandt, aber ich kann seinen Gesichtsausdruck im Fenster erkennen. Er sieht schmerzerfüllt und zerrissen aus. Widersprüchlich. »Als ich dich anfänglich hierher

gebracht habe, hätte ich mir nie vorstellen können, dass du es so lange aushalten würdest. Es war nicht meine Absicht gewesen, dich so lange leiden zu lassen.«

Er gibt ein freudloses Kichern von sich und schaut mich kurz an. Unsere Blicke treffen sich für den Bruchteil einer Sekunde. Er wendet sich als erstes ab.

»Ich weiß, dass du gelitten hast, Lilly. Ich habe dich in diesem Raum beobachtet. Ich habe dich durch die Kameras gesehen. Als ich dir den Vertrag vorlegte, dachte ich, dass du ihn innerhalb weniger Tage unterschreiben würdest. ›Höchstens eine Woche‹, sagte ich zu mir selbst. ›Auf keinen Fall wird sie es länger aushalten.‹

Aber du hast uns beide überrascht. Du bliebst standhaft, sechs Wochen lang. *Sechs Wochen*. Das sind fast zwei Monate, Lilly. Das war... unglaublich.«

Er verliert sich. Ich wage es nicht, mich zu bewegen. Das ist das erste Mal, dass wir die Einzelheiten meiner... Gefangenschaft besprechen.

Ich kann ihn nicht unterbrechen. Nicht jetzt.

»Deine andauernde Trotzhandlung ließ mich erkennen, wie stark du wirklich bist. Und dann, als du Rose gegenüber meinen Namen erwähnt hast, bevor ich mich zu erkennen gegeben hatte — nun, das war auch etwas, das einen großen Eindruck bei mir hinterlassen hat.«

Er dreht sich in Richtung eines Likörschränkchens. Er nimmt ein Glas heraus und schenkt sich einen Scotch ein. Er bietet mir die Flasche an.

Ich schüttele meinen Kopf, besorgt, dass ein einziges Wort von mir dieses Geständnis beenden würde.

Er zuckt mit den Schultern, hebt das Glas und leert es in einem Schwung. Dann füllt er es mit zwei frischen Eiswürfeln auf. Er schenkt sich ein wenig mehr Alkohol ein, wobei er dieses Mal das Glas herumschwenkt, sodass das Eis an die Seiten des Glases stößt.

Er geht auf mich zu, aber setzt sich nicht neben mich. Stattdessen nimmt er auf der anderen Seite des

Couchtisches Platz.

Er lehnt seinen Kopf zurück, um an die hohe Decke hinaufzuschauen.

»Ich wusste, dass es schwer würde, dich zu brechen«, fährt er schließlich fort.« Das ist der Grund, warum ich dich so unfreundlich behandelt habe. Die ZGBs, meine Erwartungen, die Regeln, die Art, wie ich dir gegenüber auftrat — all das tat ich, um dich zu lehren, dass ich die Kontrolle habe. Ich musste dich auf die Dinge vorbereiten, die ich für dich geplant habe.«

»Was für Dinge?«, frage ich leise, obwohl ich nicht weiß, ob ich die Antwort überhaupt hören möchte.

»Große Dinge.« Er schaut mich an und lächelt.
»Große Dinge, Lilly. Möglichkeiten, die du dir nicht einmal im Traum vorstellen kannst. Das Dextran-Angebot war nur der Anfang.«

»Du meinst — das ist tatsächlich *echt*?«, frage ich.
Ich weiß, ich habe meine Ungläubigkeit schon viele Male

zuvor zum Ausdruck gebracht, aber Stonehart befindet sich in einer Stimmung, in der ich ihn bisher noch niemals gesehen habe. Einer *nachsichtigen* Stimmung.

»Ja«, sagt er. Er steht auf. Noch nie ist es ihm so schwergefallen, still zu sitzen.

»Als du Esteban kennengelernt hast — du erinnerst dich doch an den Tag, oder nicht? Ich dachte, wir würden Fortschritte machen, du und ich. Ich dachte — und vergib mir, wenn ich so direkt bin — dass sich zwischen uns ein Vertrauen aufbaute. Zumindest hatte ich das gehofft.«

Ich starre ihn fassungslos an. *Er* hatte sich *Vertrauen* erhofft? *Er* wollte *Vertrauen*, wenn jeder Aspekt meines ganzen Lebens sich unter seiner Kontrolle befand? *Wie viel mehr »Vertrauen« braucht dieser Mann?*

»Sehr viel mehr«, sagt Stonehart. Meine Hände schnellen über meinen Mund, als mir klar wird, dass ich den letzten Gedanken tatsächlich laut ausgesprochen habe.

»Ich wollte das Vertrauen, dass eine junge Frau der

Liebe ihres Lebens entgegenbringt. Das Vertrauen, das Mann und Frau nach fünfzig Jahren zusammen zueinander haben. Das Vertrauen, das dich tröstet und dich in Sicherheit wiegt, selbst wenn du dich in den dunkelsten Orten der Welt aufhältst.«

Ich muss nichts tun, um meine unermessliche Ungläubigkeit auszudrücken. Stonehart sagt mir laut spottend genau, was er denkt.

»Natürlich wusste ich, dass wir noch nicht am Ziel waren. Ich wusste, dass wir vielleicht niemals dort ankommen würden. Aber das hielt mich nicht davon ab, die *Hoffnung* zu haben, Lilly, dass das eines Tages der Fall sein könnte. Ich sah, dass die Dinge sich änderten.

Und dann, einige Abende später, hast du mich mit... *Angelica* erwischt.« Er flüstert ihren Namen. »Ich wurde rasend vor Wut. Nicht auf dich — sondern auf mich selbst. Ich war außer mir, dass ich so nachlässig war, so taktlos und so verdammt schwach. Ich brauchte *sie* nicht, wenn

ich *dich* hatte.«

Er lacht noch einmal, doch dieses Mal klingt es erzwungen. »Aber ich vermute, alte Gewohnheiten lassen sich schwer ablegen. Wie ist doch gleich das Sprichwort über einen alten Hund? Keine neuen Tricks? Und mir ist der Zeitverlauf nicht fremd.

Ich wusste, dass du es warst, sobald ich die Geräusche außerhalb des Fensters hörte. Wer sonst hätte es sein können? Und als ich in dein Zimmer kam und dich im Bett liegen sah, wusste ich, dass du versucht hast, mich zu täuschen. Dass du versucht hast, mich zu *betrügen*.«

Ein Knurren entweicht seiner Kehle. Ich rutsche unbehaglich unter seinem plötzlich starren Blick hin und her. »Das hat mich nicht glücklich gemacht. Ich habe versucht, meine Wut zu beherrschen, aber ich wusste, dass es uns beide wie Trottel aussehen lassen würde, wenn ich so tat, als ob ich nicht wüsste, was du getan hast. Trotzdem — trotzdem! — ging ich fast davon. Ich war

schon halb aus dem Raum heraus, als ich deine Fußspuren auf dem Boden bemerkte. An diesem Punkt hatte ich keine andere Wahl, als dich zu bestrafen. Ich konnte sie nicht ignorieren.

Aber du erinnerst dich doch daran, was ich als nächstes gesagt habe, oder nicht? Dass ich dich von dem Moment an jedes Mal, wenn ich dich traf, auf deinen Händen und Knien sehen wollte? Diese Worte habe ich bereut. Als ich am nächsten Morgen abreiste, habe ich mir den ganzen Tag über gewünscht, sie zurücknehmen zu können. Das ist der Grund, warum ich mich nicht an deinem Ungehorsam gestört habe, als ich zurückgekehrt bin.«

»Du hast mich ignoriert«, sage ich.

»Ich habe versucht, mein Gesicht zu wahren«, seufzt er. »Ich konnte es nicht zulassen, dass du ein Wanken in meinen Forderungen entdeckst. Das hätte mich schwach erscheinen lassen. Und mehr als alles andere hasse ich

Schwäche.«

»Es hätte dich *menschlich* aussehen lassen«, flüstere ich.

Er knurrt. »Vielleicht. Aber ich war zu dem Zeitpunkt nicht bereit, dir diese Seite von mir zu zeigen.« Er dreht sich um, schaut mich an und kommt gerade auf mich zu. Sein Blick bohrt sich in mich hinein, als er sich nähert. Ich weiche nicht zurück, egal, wie sehr ich es möchte.

Was er als nächstes tut, könnte mich nicht mehr überraschen. *Er fällt auf die Knie* und nimmt meine Hand. »Aber ich bin es jetzt«, flüstert er.

Ich blinzele durch die plötzliche Feuchtigkeit in meinen Augen hindurch. Weine ich? Warum? Ich bin noch nie zuvor übermäßig weinerlich gewesen...

Aber als ich Stonehart zuhöre, steigen alle möglichen Arten von merkwürdigen Gefühlen in mir auf. Ihn bin von Ehrfurcht ergriffen, ihn auf diese Weise auf seinen Knien zu sehen.

»Du kannst mich alles fragen, was du möchtest«, sagt er in meine Hand hinein. »Lass mich nur bitte zuerst meine Geschichte beenden.«

Ich nicke stumm und bin kaum in der Lage zu verstehen, was mit dem Stonehart passiert ist, den ich kenne.

Er steht wieder auf und beginnt erneut, im Raum auf und ab zu gehen. »Die zwei Wochen, die ich von dir getrennt verbracht habe, haben sich wie die längste Zeit meines Lebens angefühlt. Diese verdamnte Reise musste ausgerechnet zu dem Zeitpunkt stattfinden, an dem wir die größten Fortschritte machten. Ich machte mir die gesamte Zeit über Sorgen, dass wir uns zurückentwickelt hätten, wenn ich nach Hause zurückkehrte.

Das war aber nicht das einzige, was mir Sorgen bereitete. Es dauerte nicht einmal einen Tag bevor ich begann, dich zu vermissen. Irgendwann, irgendwie bist du zu meiner Droge geworden. Ich wurde von dir abhängig,

Lilly. Ich brauchte meinen Schuss.

Die gesamte Reise über war ich nicht ich selbst. Ich habe schlechte Entscheidungen getroffen. Armselige Urteile gefällt. Selbst meine Mitarbeiter bemerkten das. Alles nur, weil ich dich nicht aus meinem Kopf bekommen konnte.

Ein halbes Dutzend Male war ich kurz davor, nach Hause zu fliegen, um dich zu sehen. Ein halbes Dutzend Male wollte ich einfach nur zurückfliegen, um dich in meinen Armen zu halten. Noch nie hat eine andere Frau mich so sehr berührt.«

Ich starre ihn ungläubig an. Ich weiß nicht, was ich sagen soll.

»Als mein Flugzeug an dem Tag in Kalifornien landete, verlor ich die Fassung. Ich hatte so lange darauf gewartet, dich zu sehen. All mein Verstellen war weg. Ich eilte nach Hause, mein Herz raste, und ich war bereit, mich für die Art zu entschuldigen, auf die ich dich

behandelt hatte. Für die Dinge, die ich dir angetan hatte. Und ich war bereit, all meine aufkeimenden Gefühle für dich zu gestehen, nur um dich dann —«

»Beim Schlafen zu erwischen«, flüstere ich.

»Ja«, sagt er. »Beim Schlafen.«

Eine Stille breitet sich zwischen uns aus. Sie ist nicht angenehm.

Nach einer Minute fängt Stonehart wieder an zu sprechen.

»Du kannst dir die Enttäuschung nicht vorstellen, die ich empfunden habe. Dich so vorzufinden bewies mir, dass die Gefühle, die ich für dich entwickelte, nur einseitig waren. Ich fühlte mich machtlos. Es war alles nur eine Illusion. Es gab keine Gegenseitigkeit. Du wolltest mich nicht sehen.«

Ich schlucke. Ist dies der Einblick in Stoneharts Gedanken, den ich mir immer gewünscht hatte?

»Ich dachte, vielleicht würdest du aufwachen. Ich

dachte, dass ich vielleicht warten sollte. Aber während ich das tat... und die Minuten vergingen... breitete sich eine tiefe Wut in mir aus. Meine eigene Schwäche verärgerte mich. Meine Gefühle für dich, die in mir wuchsen.

Ich hatte mich geirrt. Nichts hatte sich geändert. Es war sogar noch schlimmer. Nach zwei Wochen der Trennung hatten wir uns *zurückentwickelt*, genauso, wie ich es befürchtet hatte.

Ich wollte dich nicht verlieren. Aber ich hatte den Eindruck, du würdest mir entgleiten. Also tat ich das einzige, was ich konnte, Lilly. Ich übte Kontrolle aus. Das musste ich tun, Lilly, verstehst du das nicht? Ich *musste* das tun. Ich musste. Du hast mir keine Wahl gelassen. Ich musste —«*, er schaut von mir weg,* »— ich musste dich im Dunkeln lassen.«

Er räuspert sich. Seine nächsten Worte entweichen ihm als scharfes Flüstern. »Wenn du dich mit deinem

Halsband in der Dunkelheit befindest, weiß ich, dass du sicher bist.«

Er hält eine Hand in die Höhe, um meinen Protest zu unterbrechen, bevor ich ihn äußern kann. »Ich weiß, wie sich das anhört. Ich erschauere bei dem Gedanken an die Art von Monster, zu dem mich das in deinen Augen macht. Ich weiß, dass ich nicht besonders freundlich zu dir war, Lilly. Du verdienst etwas Besseres. Etwas Besseres als ich es dir gegeben habe. Aber einige Dinge...«, er atmet schwer aus, »...einige Dinge gehen so viel weiter zurück als du dir jemals vorstellen kannst.«

Er richtet sich auf und blickt mich an. »Also, da hast du es. Es ist eine verdammt schlechte Entschuldigung, aber es ist die einzige, die ich dir jetzt geben kann.«

Unsere Blicke treffen sich. Hinter der Dunkelheit, die seine Augen einhüllt, sehe ich ein stürmisches Wirbeln von Emotionen.

Ich frage mich, ob das Gleiche sich auch in meinem

Gesicht widerspiegelt. Denn dieses... dieses
Geständnis... bringt mich zum Wanken.

Er erhebt sich. »Unser Flug geht morgen um zehn«, sagt er. »Rose wird hier sein, um dich vor acht Uhr zu wecken. Sie wird alles Notwendige für dich packen.«

Er geht auf mich zu und greift nach vorn, um meine Hand zu nehmen. Ich bewege mich nicht. Ich fühle mich wie versteinert.

Er führt meine Knöchel an seine Lippen. »Gute Nacht, Lilly-Blume«, haucht er. »Und fröhliche Weihnachten. Ich hoffe, dass wir morgen mit einem neuen Kapitel in unserem Leben beginnen können.«

Ohne ein weiteres Wort dreht er sich um, geht aus dem Raum und verlässt mich mit dem Gefühl, als wäre ich gerade von einem zehn Tonnen schweren Lastwagen überrollt worden.

Kapitel Sechs

Ich bin in dieser Nacht viel zu aufgeregt, um schlafen zu können.

Wieder und wieder denke ich über die Unterhaltung mit Stonehart nach. Drei Dinge stechen hervor.

Das Erste ist seine Bitte, ihn nicht zu hassen. Ich hätte niemals in meinem Leben gedacht, dass ich so etwas in der Art von diesem Mann hören würde.

Das Zweite ist die Erwähnung von Hoffnung. Er *hofft*, dass ich ihm vertrauen kann. Er *hofft*, dass er mir vertrauen kann.

Das Dritte ist das Versprechen eines neuen Kapitels. Was meint er damit? Wurden die Regeln abgeschafft? Er nimmt mich mit nach draußen, ohne die ZGBs zu erwähnen. Sind sie jetzt nichts weiter als ein Relikt der Vergangenheit?

Er hat mir auch gesagt, dass ich ihm Fragen stellen dürfe. Jede, die ich möchte! Ich habe die Gelegenheit nicht ergriffen, bevor er heute Abend gegangen ist. Aber wenn er tatsächlich zu seinem Wort steht, könnte das bedeuten, dass die mündlichen Regeln, die er während unseres ersten Treffens festgelegt hat, nicht mehr gelten.

Ich drehe mich auf die Seite und ziehe die Bettdecke über meine Schulter. Ich starre hinaus auf das Meer. Mondlicht reflektiert auf dem seichten Wasser und lässt es so erscheinen, als würde es glitzern.

Es will mir nicht in den Kopf, was Stonehart dazu veranlasst haben könnte, all diese Dinge zu mir zu sagen. Man könnte fast sagen, er war einfühlsam.

Er hat nichts verheimlicht. Warum sollte er auch? Die Rechtfertigung, die er für seine Handlungen gab, ergibt doch eh keinen Sinn.

Zumindest keinen Sinn für jemand *Normales*. Er hat mich eingesperrt, um mich in *Sicherheit* zu bewahren? Er

hat mich eingeschlossen, um *Vertrauen* aufzubauen?

So funktionieren die Dinge nicht.

Aber eines, was er kurz vor Verlassen des Raumes gesagt hat, hat mich mehr als alles andere verunsichert und durcheinandergebracht.

»Einige Dinge gehen so viel weiter zurück, als du dir jemals vorstellen kannst.«

Spielt er damit auf den Grund an, warum ich hier bin? Auf den Grund, warum ich diejenige bin, die er als Gefangene ausgesucht hat?

Ich kann mir nicht sicher sein. Aber eines weiß ich genau: Was auch immer er gemeint hat, es war wichtig. Die Ernsthaftigkeit, die er zeigte, als er mir diese verdrehte Erklärung für seine Handlungen gegeben hat, sagt mir ohne den geringsten Zweifel, dass ich ihm wichtig bin.

Ich vermute, ich war ihm schon wichtig, noch bevor ich nach Kalifornien kam.

Warum? und *Wie?* sind die vorherrschenden Fragen, die mir im Kopf herumgehen, als ich in einen unruhigen Schlaf versinke.

Übernächtigt und angeschlagenen wache ich am nächsten Morgen auf, als Rose meinen Arm schüttelt.

»Miss Ryder, es ist Zeit aufzustehen«, sagt sie mit einer entschuldigenden, sanften Stimme.

Ich stöhne und rolle mich auf den Rücken. Es kommt mir so vor, als wäre ich erst vor einigen Minuten eingeschlafen.

»Miss Ryder, sie können wirklich nicht länger warten. Es ist schon fast halb zehn und —«

Ich schieße in die Höhe, wacher als wenn ich fünf Red Bull auf einmal hinuntergestürzt hätte.

»Der Flug geht um zehn!«, keuche ich. »Jeremy hat gesagt, Sie würden mich um acht wecken und —«

»Pst, pst, es ist okay«, fährt Rose dazwischen und unterbricht mich. »Mr. Stonehart hat gesehen, wie fest Sie geschlafen haben, und wollte Ihnen ein bisschen mehr Zeit geben, um sich auszuruhen. Sie werden einen gesonderten Flug nach Portland nehmen, der für zwölf Uhr angesetzt ist.«

Ich spüre Erleichterung, vermischt mit einem Hauch von Ungläubigkeit. Stonehart ändert seine Pläne *meinetwegen?*

»Aber Sie dürfen jetzt wirklich nicht bummeln«, sagt Rose. »Es wird schon knapp. Wenn Sie möchten, können Sie kurz duschen. Ich habe alles für Sie gepackt.«

Ich lasse mich von Rose aus dem Bett führen. Ich ziehe einen Bademantel über meine Schultern, während sie weiter plappert. Obwohl sie sich sehr bemüht, das Maß an Formalität zu bewahren, welches unsere ersten

Unterhaltungen begleitet hat, rutschen ihr jedoch einige Dinge heraus.

»Es ist wunderbar, Sie wieder sehen zu können«, erklärt sie mir wieder und wieder. »Oh, und ich bin so aufgeregt wegen Ihrer Reise. Wie ich höre, ist Portland nicht die schönste aller Städte, aber ich bin noch nie dort gewesen, und es ist wirklich an der Zeit, dass Sie das Haus mal verlassen...«

Sie plappert mit der gleichen, übersprudelnden Art weiter und weiter, während ich mich anziehe und dann den Espresso trinke, die sie mir gebracht hat.

»Oh mein Gott!«, rufe ich aus, als das erste bisschen des Koffeins meine Blutbahn erreicht. »Es ist Weihnachten! Das habe ich komplett vergessen. Frohe Weihnachten, Rose!«

»Für Sie auch, Liebes«, sagt sie mit einem schüchternen Lächeln.

»Ich habe nichts, was ich Ihnen schenken könnte«,

gebe ich zu. Obwohl ich nie viel Geld hatte, war es mir immer wichtig, für die Festtage einige kleine Geschenke für meine Freunde zu besorgen. Die meisten von ihnen waren nutzlose Kleinigkeiten, aber sie waren immer sehr willkommen. Ich wünschte mir, ich hätte etwas für Rose.

Sie lächelt mich auf eine liebenswerte Weise an. »Sie einfach nur gesund und munter zu sehen, genügt mir«, sagt sie. Dann klatscht sie in die Hände. »Und nun kommen Sie bitte. Ich habe ihr Gepäck schon zur Tür bringen lassen, und die Limousine wartet. Der Fahrer dreht schon Däumchen —«

»Warten Sie«, sage ich und stutze. »Wo ist Jeremy?«

»Mr. Stonehart hat wie geplant den Flug um zehn Uhr genommen«, erklärt Rose mir. »Er hat dafür gesorgt, dass sein Flugzeug zurückkehrt, um Sie heute Nachmittag nach Portland zu bringen.«

Meine Augen weiten sich vor Überraschung. Er musste also wirklich früh dort sein. Und trotzdem hat er

mich hier allein gelassen, nur um mir ein paar mehr Stunden Schlaf zu verschaffen?

»Das war sehr rücksichtsvoll von ihm«, murmele ich.

»Mr. Stonehart kann ein rücksichtsvoller Mann sein«, strahlt Rose stolz. Sie berührt meine Schulter. »Er muss nur die richtigen Menschen um sich haben, um es zeigen zu können.«

Eine halbe Stunde später sitze ich auf der Rückbank einer weißen Limousine, um zum ersten Mal Stoneharts Grundstück zu verlassen.

Eine nervöse Aufregung erfüllt mich, als der Motor startet und der Wagen losfährt. Ich winke Rose zum Abschied durch das Rückfenster zu, und als das Haus nicht mehr zu sehen ist, richte ich meinen Blick auf das Fenster, um die Straße anzuschauen, die sich durch die Bäume

hindurch windet.

Kurz danach öffnet sich das Tor vor uns. Es ist schwer und schwarz. Sehr, sehr schwarz.

Als ich dieses Tor sehe, schnellte meine Hand nach oben, um mein Halsband zu berühren.

Natürlich ist es immer noch da. Aber ich habe mich so daran gewöhnt, dass ich es fast schon nicht mehr bemerke. Und in diesem Augenblick fühlt es sich auf eine merkwürdige und trotzdem nicht zu leugnende Weise... fast beruhigend an.

Es erinnert mich daran, dass ich nicht träume. Es sagt mir, dass ich *wirklich* dabei bin, Stoneharts Grundstück zu verlassen, ob ich nun die versprochenen ZGBs verdient habe oder nicht.

Das Tor öffnet sich. Mir stockt der Atem, als wir hindurchfahren. Und dann, als nichts passiert... gebe ich ein ersticktes Lachen der Erleichterung von mir.

Der Fahrer wirft mir im Rückspiegel einen kurzen

Blick zu, als mein Gelächter schon fast hysterisch klingt. Doch das ist mir egal. Ich befinde mich außerhalb des Grundstücks. Ich halte mich *tatsächlich* außerhalb des Grundstücks auf!

Ich habe keinen Schock bekommen. Ich habe keinen Schmerz gespürt. Das Halsband blieb deaktiviert, so wie Stonehart es versprochen hatte.

Ich könnte nicht glücklicher sein.

Noch vor zwei Tagen war ich in der Dunkelheit gefangen und wusste nicht, ob ich jemals wieder das Tageslicht erblicken würde. Und nun finde ich mich hier auf dem Rücksitz einer Limousine wieder und bin kurz davor, in den geschäftigen Verkehr von Kalifornien einzutreten, so frei, wie ich es mir nur im Traum hätte vorstellen können.

Eine halbe Stunde später kommen wir an einem privaten Flugplatz an. In der Nähe wartet ein kleines Flugzeug. Eine Flugbegleiterin nimmt meine Koffer aus

dem Kofferraum und trägt sie mit Hilfe des Fahrers an Bord. Ich steige die vorstehenden Stufen in die Kabine hinauf und schaue mich um.

Sie ist so luxuriös wie ich sie mir vorgestellt habe. Sogar noch mehr. Die am Boden verankerten Sitze haben eine tiefe, cremig-rote Farbe. Zur Rückseite hin befindet sich eine Bar aus dunklem Holz. Hinter dem Tresen steht eine zweite Flugbegleiterin. Sie lächelt mich an, als unsere Blicke sich treffen.

»Guten Morgen, Miss Ryder«, gibt sie mit einer frischen, euphorischen Stimme von sich. »Möchten Sie etwas trinken?«

Sie kennt meinen Namen? Aber natürlich tut sie das. Stonehart hat mit Sicherheit dafür gesorgt.

Ich betrachte die ausgefallenen Flaschen hinter ihr. Mein Kopf pocht noch ein wenig von dem Wein gestern Abend. Und außerdem möchte ich nüchtern sein, wenn ich Stonehart in ein paar Stunden sehe.

»Nur Wasser, danke«, sage ich und suche mir einen Sitz aus, auf dem ich mich niederlassen kann. Sie bringt mir mein Glas, und ich nehme es mit einem dankbaren Lächeln entgegen, führe es aber nicht an meine Lippen.

Ganz allein hier zu sein — das heißt, ohne Stonehart — fühlt sich unwirklich an. Mehr als das, es fühlt sich so an, als würde ich in etwas *eindringen*. Ich gehöre nicht an Orte, die normalerweise den Reichen und Berühmten vorbehalten sind. Ich gehöre nicht in die Kabine eines atemberaubenden privaten Flugzeugs.

Die Flugbegleiterin von draußen steigt die Stufen hinauf und verschließt die Tür. Das Flugzeug rollt auf die Startbahn, und nur wenige Minuten später heben wir ab.

Ich habe keine Angst vor Höhen, aber ich bin noch nie gern geflogen. Mein Körper verkrampft sich, als der Druck sich verändert. Ich entspanne mich erst, als wir unsere Reishöhe erreicht haben.

Der Flug nach Portland vergeht viel zu schnell. Die

meiste Zeit verbringe ich damit, aus dem kleinen runden Fenster zu schauen. Ich sehe nichts weiter als weiße Wolken. Und trotzdem, etwas an dem, was sie repräsentieren — das Versprechen von tatsächlicher, echter Freiheit — berührt mich ganz tief in meinem Innersten.

»Wir haben heute Rückenwind«, erklärt mir eine der Flugbegleiterinnen. »Wir werden etwa eine halbe Stunde früher eintreffen.« Sie lächelt, als wäre das die beste Neuigkeit der Welt.

Wir landen. Das Aufsetzen ist ein wenig holprig, aber im Großen und Ganzen besser als der Start. Die Türen öffnen sich, und ich werde von einem kalten Luftstrom überrascht.

Nun bin ich dankbar für den Mantel, den Rose mir mitgegeben hat, als ich das Haus verlassen habe.

Ich ziehe ihn über meine Schultern und steige die Stufen hinunter. Meine Koffer werden bereits in eine

schwarze Limousine geladen, die auf mich wartet. Diese ist kürzer als die andere. Ich habe noch niemals viel über diese Dinge nachgedacht. Aber ich vermute, dass es Limousinen verschiedener Größen gibt.

Der Fahrer ist ein Mann mit einem klaren Gesicht und grauen Strähnen in seinem Haar. Er hält mir die Tür auf. Ich danke ihm mit einem kleinen Nicken und steige ein, froh, dass ich der Kälte entkommen kann.

Ich bin überrascht, Stonehart mit seinem Handy an einem Ohr auf der anderen Seite der Kabine zu sehen.

Er lehnt sich mit einem Arm über der Lehne zurück. Er ist das Abbild männlicher Gelassenheit.

Unsere Blicke treffen sich. Er lächelt mich kurz an und schaut dann weg, als er mit seiner Unterhaltung fortfährt. Hinter mir wird die Tür zugeworfen, was mir einen Schrecken einjagt. Stonehart bemerkt es, und ein Funke von Belustigung flackert in seinen Augen auf.

Ich setze mich ihm gegenüber hin und wünsche mir,

dass die enge Kabine etwas größer wäre. *Ich dachte, er hätte heute Besprechungen, denke ich. Und trotzdem hat er sich die Zeit genommen, mich abzuholen.*

Der Wagen fährt los. Ich tue so, als würde ich mich für die vorbeiziehende Landschaft draußen interessieren, aber in Wahrheit könnte nichts interessanter für mich sein, als Stoneharts Unterhaltung zu lauschen. Er unterhält sich übers Geschäft, es geht um den Leerverkauf von Aktien. Obwohl ich den Zusammenhang nicht kenne, ist alles, was mit Stonehart Industries zu tun hat, faszinierend für mich.

Jede Kleinigkeit, die ich jetzt mitbekomme, könnte sich in der Zukunft als nützlich erweisen.

Entkommen, denke ich in meinem Hinterkopf. *Ich habe es aus dem Haus geschafft. Der nächste Schritt ist, von ihm wegzukommen.*

Das Telefongespräch endet leider schon sehr bald. Stonehart legt nur Minuten, nachdem wir den Flughafen verlassen haben, auf.

»Es tut mir leid«, sagt er. »Dein Flug landete früher.

Das war sehr unhöflich von mir.«

Ich lache ein wenig. Ich bin mir nicht sicher, ob dieses Lachen aufrichtig ist, oder ob ich es nur von mir gebe, um die Rolle zu spielen, von der ich glaube, dass Stonehart sie von mir erwartet. »Mach dir darüber keine Sorgen. Wirklich.«

Aber meine Stimmung ist fröhlicher als sie es in den letzten Wochen gewesen ist. Das ist kein Schauspiel. Und es ist ziemlich offensichtlich, warum.

»Du hattest einen guten Flug?«, fragt Stonehart. »Hat Charlene dir irgendwelche Schwierigkeiten bereitet?«

»Charlene?« Ich rümpfe die Nase. »Wer ist Charlene?«

»Meine Pilotin«, sagt Stonehart und sieht für einen Augenblick verwirrt aus. »Hat sie sich dir nicht vorgestellt?«

Ich schüttele meinen Kopf. »Nein.« Ich schaue ihn an.

»Du hast einen *weiblichen* Piloten?«

Er antwortet mir mit einem tiefen Lachen. »Ist das so schwer zu glauben?«

»Vermutlich nicht«, sage ich. »Nur... Irgendwie entspricht es nicht dem normalen Stereotyp.«

»Stimmt«, gibt Stonehart zu.

»Übrigens danke, dass du mich hast ausschlafen lassen«, sage ich. »Ich habe zu Rose gesagt, dass das sehr rücksichtsvoll von dir war.«

Er hebt eine Augenbraue. »Und was hatte Rose dazu zu sagen?«

»Sie sagte, du könntest ein rücksichtsvoller Mann sein.« Ich halte inne und überlege mir, ob ich den zweiten Teil hinzufügen soll oder nicht. Ich entschieße mich dafür, es zu tun. »Für die richtigen Menschen.«

»Und du, meine Liebe, bist definitiv ein Teil dieser auserlesenen Gruppe«, sagt er ohne einen Hauch von Spott oder Sarkasmus in seiner Stimme.

Ich kann mir das Lächeln, das sich langsam auf meinen Lippen formt, nicht verkneifen.

»Aber ich muss mich entschuldigen«, fährt Stonehart fort. »Wir sind schon fast an unserem Hotel angekommen, und ich habe noch Besprechungen. Ich wollte dich begrüßen. Darüber hinaus fürchte ich, dass wir heute nicht mehr viel Zeit miteinander verbringen können. Bevor wir uns jedoch trennen, wollte ich die Regeln für diese Reise mit dir besprechen.«

Mir wird das Herz schwer. Ich wusste, dass das kommen würde, aber ich hatte gehofft, dass er es noch ein wenig länger hinauszögern würde. Es reißt mich aus meiner Illusion von Freiheit, die ich mir um diese Reise herum aufgebaut habe, direkt zurück in die grausame Realität.

»Aber zuerst«, sagt er und greift in seine Jackentasche, »ein Geschenk. Für dich. Immerhin ist es Weihnachten.«

Er zieht eine kleine, schwarze Schachtel hervor und hält sie vor sich hin. Sie ist von der Art, in der man normalerweise einen teuren Ring oder ein Armband finden würde.

Oh Gott. Ich schlucke. Ich hoffe, hiermit kehren nicht die ZGBs zurück.

»Öffne es, Lilly«, sagt er.

Ich nehme die Schachtel aus seiner ausgestreckten Hand entgegen. Sie ist stabil gebaut und überraschend schwer.

Ich spüre, wie Stoneharts Blick sich auf mich konzentriert. Etwas ändert sich, und plötzlich schwebt eine Feierlichkeit zwischen uns. Ich versuche, ihm nicht meine wachsende Unruhe zu zeigen. Nachdem ich einen Augenblick gezögert habe, öffne ich die Schachtel.

Darinnen befindet sich eine wunderschöne, juwelenbesetzte Brosche in Form eines Schmetterlings. Die Flügel sind aus roten Rubinen und grünen Smaragden.

Der Körper besteht aus einem glänzenden Silber oder Platin.

»Weihnachtsfarben«, sagt Stonehart. »Ich dachte mir, die würden dir während der Feiertage stehen.«

Ich halte den Atem an. Er hat noch nicht gesagt, dass dies ein ZGB ist. Vielleicht befindet sich hinter diesem Geschenk tatsächlich keine versteckte Bedeutung.

»Hier«, sagt Stonehart. »Lass mich sie dir anstecken.«

Ich drehe ihm die Schachtel entgegen und lasse ihn den Schmetterling herausnehmen. Er lehnt sich nach vorn. Seine Hände bewegen sich sicher und schnell, als er die Knöpfe meiner Jacke öffnet, um die Bluse zu entblößen, die ich darunter trage... mir stockt der Atem, als er die Aufschläge auseinander spreizt und sich auf meinen Brustkorb konzentriert. Langsam steckt er mir die Brosche an.

Eine intensive sexuelle Energie breitet sich zwischen unseren Körpern aus. Ich habe das überwältigende

Bedürfnis, ihn zu küssen.

Bevor ich mich jedoch diesem törichtem Verlangen hingeben kann, lehnt Stonehart sich wieder zurück und erweckt mich aus meiner Trance. Er lächelt.

»Sie steht dir, Lilly-Blume«, sagt er leise.

»Danke, Jeremy«, antworte ich, wobei meine Worte ein wenig gehaucht klingen.

»Gern geschehen«, sagt er. Er hebt einen Finger.

»Nun, Regel Nummer Eins. Du musst diese Brosche während unserer gesamten Reise tragen.«

Alarmglocken erklingen in meinem Kopf. Ich wusste, dass es hier irgendwo eine Falle geben würde. Er würde so eine Regel nicht aufstellen, wenn sie nicht etwas zu bedeuten hätte.

»Warum?«, frage ich, obwohl ich die Antwort gar nicht wissen möchte.

»Weil«, lächelt Stonehart, »sich darinnen ein kleiner Chip zur Positionsbestimmung befindet. Er überträgt ein

Signal an dein Halsband«, er holt sein Handy hervor, streicht mit dem Finger über den Bildschirm und lehnt sich dann offensichtlich zufrieden zurück, »welches von diesem Moment an aktiv ist. Solange sich die Brosche in einem Umkreis von einem Meter von dir befindet, ist es dir gestattet, überall hinzugehen, wo du möchtest. Aber in dem Moment, in dem du den Umkreis verlässt...« Er verliert sich. »Ich glaube nicht, dass ich den Satz beenden muss, damit du verstehst, was passiert.«

Wut und Frust kommen in mir auf. Ich nehme eine Reihe von tiefen, beruhigenden Atemzügen, um diese Gefühle zu unterdrücken.

Also wirklich, Lilly, sage ich zu mir selbst. Dies ist nicht so schlimm. Hast du wirklich geglaubt, dass Stonehart dich einfach so in Portland herumlaufen lässt, ohne irgendwelche Einschränkungen?

Ich zwingen mich zu einem Lächeln, von dem ich hoffe, dass er es als aufrichtig ansieht. Wieder einmal bin ich

seine Gefangene. Auf der anderen Seite war das ja niemals wirklich anders.

»Okay«, sage ich. »Die Brosche bleibt an ihrem Platz. Was noch?«

Stoneharts Augenbrauen heben sich. »Ist das alles? Kein Protest? Keine Empörung?«

Ich zucke so beiläufig mit den Schultern wie ich nur kann. »Nein.«

Er lächelt mich einfältig an. »Gut. Ich bin froh, dass wir darüber hinweg sind. Obwohl ich befürchte, dass du dich gegen das nächste bisschen Information etwas mehr auflehnen wirst.«

Ich schaue ihm mit gestrecktem Rücken direkt in die Augen. »Schieß los.«

»Der nächste Grund, warum du die Brosche immer tragen musst, süße Lilli, ist, dass sich darin ein Mikrofon befindet. Von dem Augenblick an, als du die Schachtel geöffnet hast, hat es alles aufgezeichnet, was seitdem

gesagt wurde. Jedes Wort, das du auf dieser Reise von dir gibst... alles, was du hörst...«, er klopft auf seine Hörkapsel, »höre ich auch.« Er hält inne, um meine Reaktion abzuwarten und fährt dann fort.

»Weißt du, es ist nur eine Vorsichtsmaßnahme. Ich räume dir hier noch nie dagewesene Freiheiten ein, und ich möchte einfach nicht, dass du dazu verleitet wirst, einige sehr, sehr gefährliche Entscheidungen zu treffen.« Sein Blick bohrt sich in mich hinein, als seine Stimme sich senkt. »Verstehst du, wovon ich spreche, Lilly?«

Ich rutsche ein wenig unter diesem Blick hin und her. Ich verstehe ihn nur zu gut. Er würde nicht wollen, dass ich zur Polizei gehe oder anderweitig nach Hilfe suche.

»Denk immer daran, dass ich letztendlich dein Halsband kontrolliere«, sagt er. »Wenn die falschen Worte von diesen schönen roten Lippen kommen, muss ich nur einmal auf diesen Knopf drücken...«, er hält sein Handy hoch, um es mir zu demonstrieren, »...und du findest dich

auf dem Boden wieder.«

Mir kommt die Galle hoch, wenn ich höre, wie beiläufig er davon sprechen kann, mir einen Stromschlag zu versetzen.

Seine Stimme wird ein wenig weicher. »Aber ich möchte nicht, dass du dir auf dieser Reise darüber Sorgen machst. Ich möchte, dass du dich amüsierst. Benutze einfach deinen gesunden Menschenverstand, Lilly, und wir werden alle Unfälle vermeiden.

Nun, offensichtlich habe ich weder die Zeit noch das Verlangen, heute oder morgen oder an irgendeinem anderen Tag während dieser Reise jedes deiner Worte zu überprüfen. Das ist der Grund, warum ich Rose diese Aufgabe übertragen habe.« Sein Blick hebt sich, und er schaut mich eindringlich an. »Ich versichere dir«, sagt er sanft, »dass du ihre Treue mir gegenüber nicht auf die Probe stellen willst. Wenn du das tust...«, er hält inne, »wird das Ergebnis sehr unangenehm sein. Für euch

beide.«

Ich räuspere mich und schaue aus dem Fenster. Rose wird diejenige sein, die mich bespitzelt? Nun, es könnte sicherlich schlimmer sein.

Obwohl ich vermute, dass dies auf eine gewisse Weise beschränkt, was ich tun kann. Wenn ich weiß, dass Rose der Hauptteil der Schuld zugeschrieben würde, wenn etwas schief geht, ist das ein größeres Abschreckungsmittel als das Halsband selbst.

Ich drehe mich wieder zu Stonehart hin. »Ich verstehe, Jeremy. Danke, dass du mich über deine —«, ich stocke, »— Vorsichtsmaßnahmen informiert hast.«

»Natürlich«, sagt er. »Du musst die Faktoren kennen, die dein Verhalten auf dieser Reise bestimmen, wenn von dir erwartet wird, dass du sie einhältst.« Er greift nach vorn, um meine Hand zu nehmen. Ich widerstehe der Versuchung zurückzuweichen, als seine Finger über meine gleiten. »Tu einfach nichts, was mich verärgern würde,

und diese Reise kann für uns beide recht angenehm werden.«

Damit öffnet er die Tür und tritt vor einem spiralförmigen Gebäude aus Stahl und Glas hinaus auf eine geschäftige Straße in der Innenstadt.

»Du wirst ins Hotel gebracht werden, wo du bis zum Abend bleiben wirst. Wenn du es vorziehst, habe ich dem Fahrer die Erlaubnis gegeben, dich durch die Stadt zu fahren. Du darfst den Wagen nicht verlassen, aber das bedeutet nicht, dass du dir die Stadt nicht vom Rücksitz aus ansehen kannst.«

Kapitel Sieben

Die Aufregung, sich in einer neuen Stadt zu befinden, wird irgendwie von der Tatsache geschwächt, dass ich sie nur von dem Rücksitz eines Wagens aus betrachten kann.

Und trotzdem habe ich nur wenige Gründe, mich zu beschweren. Stonehart hat mir die Regeln erklärt, ohne übermäßig unhöflich zu sein. Selbst wenn sie mir nicht besonders gefallen, verstehe ich die Notwendigkeit, die Grenzen im Voraus festzulegen. Vorgaben sind von Anfang an notwendig, um die Einhaltung der Vereinbarung von beiden Parteien sicherzustellen.

Jesus. Ich stutze. Ich klinge ja schon fast wie Stonehart!

Konzentriere dich, Lilly. Denk nach! sage ich zu mir selbst. *Du befindest dich außerhalb des Hauses. Suche nach einer Möglichkeit zu entkommen!*

Aber ist ein Entkommen jetzt überhaupt noch möglich?

Ich trage immer noch das Halsband. Die Brosche hat einen GPS-Chip, sodass Stonehart sehen kann, wo ich hingehe. Ich schaue mir den Türgriff an. Er ist unzweifelhaft verschlossen. Ich kann nicht einfach aus dem Auto hinaus in den Straßenverkehr hineinspringen.

Und selbst wenn ich das könnte... Was würde ich dann tun? Das Halsband würde mich in wenigen Augenblicken auf den Boden werfen. Es würde eine öffentliche Szene verursachen. Für einen Außenstehenden würde es so aussehen, als hätte ich einen Anfall. Ich würde das Bewusstsein verlieren. Jemand würde wahrscheinlich den Notarzt rufen. Dann würde ich irgendwo in einem Krankenhaus aufwachen, sicher und weit weg...

Nein. Nicht sicher. Nicht weit weg. Stonehart würde mich finden. Er wäre außer sich vor Wut. Ich habe das Ausmaß seines Zorns gesehen.

Ich seufze und lehne mich zurück. Ich kann noch nicht weglaufen. Ich muss Geduld haben und auf die perfekte Gelegenheit warten. Ich kann es nicht unüberlegt tun.

Und außerdem will ich mehr, als einfach nur entkommen. Ich will mich an Stonehart für alles rächen, was er mir angetan hat. Ich *muss* mich für alles an Stonehart rächen, was er mir angetan hat. Um diese Gelegenheit zu bekommen, muss ich in seiner Nähe bleiben.

Ich verbringe die nächste Stunde damit, den Fahrer durch die Straßen zu dirigieren. Für eine Großstadt ist Portland recht klein. Es hat eine bestimmte Eigentümlichkeit, von der ich mir vorstellen kann, dass sie recht anziehend ist... Wenn ich sie außerhalb des Wagens erkunden könnte.

Schon bald wird es mir langweilig, auf dem Rücksitz zu sitzen. Ich möchte meine Beine ausstrecken. Ich bitte den Fahrer, mich ins Hotel zu bringen.

Es dauert zehn Minuten, dorthin zu gelangen. Ich denke über die Unterhaltung nach, die Stonehart und ich gestern Abend hatten. Ich habe ihn noch nie so ehrlich erlebt.

Oder vielleicht auch nicht. Es ist sehr schwierig zu sagen, wann der Mann ehrlich ist. Er *klang* ernsthaft, aber vielleicht war das Ganze auch nur ein weiterer Versuch, mich zu manipulieren.

Wir kommen im Hotel an. Es ist eine hochklassige Einrichtung — natürlich. In der Garage nimmt der Fahrer mein Gepäck und führt mich zu einem privaten Fahrstuhl, der sich hinter einem verschlossenen Tor befindet.

Ohne ein Wort zu sagen, tritt er mit mir ein. Nachdem er einen kleinen Schlüssel eingeführt hat, drückt er auf der Schalttafel den obersten Knopf. Der Fahrstuhl schießt nach oben.

Die Türen öffnen sich, und dahinter verbirgt sich eine atemberaubende Penthouse-Suite. Der Fahrer trägt mein

Gepäck über die Schwelle und tippt sich an den Hut.

»Genießen Sie Ihren Aufenthalt, Miss Ryder«, sagt er und verschwindet dann hinter den sich schließenden Türen.

Ich zähle bis sechzig und warte, ohne mich zu bewegen. Dann drehe ich mich um und versuche, den Fahrstuhl selbst zu rufen.

Pustekuchen. Das Licht bleibt aus. Der Fahrstuhl ist die einzige Möglichkeit, die Suite zu betreten oder zu verlassen. Es sieht so aus, als müsste ich hierbleiben, bis Stonehart zurückkehrt.

Ich drehe mich um und schaue mir diesen neuen Ort an. Die Ausstattung ist ganz anders als das, woran ich mich in Stoneharts Haus gewöhnt habe. Anstelle von geschmeidigem Minimalismus ist es aufwendiger und protziger. An den Wänden hängen teure Gemälde. Die Lampen über mir sind vergoldet. Die kalten Fliesen werden von teuren persischen Teppichen bedeckt.

Ich gehe durch die Suite, um ein Gefühl für ihre Größe

zu bekommen. Sie ist *riesig*. Gewaltig. Sie nimmt nicht nur ein gesamtes Stockwerk des Hotels ein. Sie nimmt zwei ein. Eine Galerie im ersten Stock gestattet es mir, die Schlafzimmer vom Wohnzimmer aus zu sehen.

Ich gähne, als ich an einem luxuriös aussehenden Bett vorbeikomme. Ich werfe einen kurzen Blick auf die Uhr an der Wand. Sie zeigt wenige Minuten nach vier an. Stonehart wird noch einige Stunden arbeiten. Und ich hatte letzte Nacht nicht genügend Schlaf.

Ich lasse mich aufs Bett fallen und seufze vor Erleichterung, als mein Körper auf der weichen Matratze aufkommt. Ich überprüfe die Brosche, um sicher zu gehen, dass sie nicht abfallen kann. Als nächstes greife ich nach der Decke, werfe sie über mich, schließe meine Augen und versinke in einen friedlichen Schlaf.

Ein undeutliches Gefühl reißt mich aus dem Schlaf.

Ich öffne meine Augen und sehe Stonehart, wie er im Türrahmen des Schlafzimmers lehnt.

Voller Schreck stockt mir der Atem. Ich erinnere mich daran, was das letzte Mal passiert ist, als er mich so vorgefunden hat. Ich beginne, mich aufzurichten, aber Stonehart hält mich mit einer beruhigenden Geste davon ab.

»Bleib liegen«, sagt er. »Entspanne dich. Ich bin gerade erst eingetroffen. Du läufst keine Gefahr, mich zu verärgern.«

Er geht auf das Bett zu und setzt sich neben meine Beine. Sein enger Anzug unterstreicht seine Körperformen und verleiht ihm ein atemberaubendes Aussehen.

Er legt eine Hand über mein Knie auf meinen Innenschenkel. Selbst durch den Stoff hindurch kann ich die Wärme seiner Berührung spüren.

Sein Blick wanderte meinen Körper hinauf. Sein

Daumen bewegt sich an meinem Bein auf und ab. Unsere Blicke treffen sich. Ich erkenne etwas, was ein aufrichtiges Lächeln darstellen muss.

»Hi«, sagte er sanft. »Wie geht es dir?«

»Es geht mir... gut«, sage ich einen Augenblick später, wobei mein Verstand immer noch ein wenig schlaftrunken ist.

»Ich habe eine Frage für dich«, sagt Stonehart. Er nimmt meine Hand. »Und es ist meine allergrößte Hoffnung, dass du *ja* sagst.«

Ein Schauer durchfährt mich, als er meine Hand an seine Lippen führt und meine Handfläche küsst. Er lässt los, aber ich lasse meine Hand dort und streichele über die kurzen Stoppeln an seinem Kinn.

Ist dies ein Traum? frage ich mich. *Schlafe ich noch?*

»Worum geht es?« Meine Worte sind so sanft wie seine. Die Melodie unserer Stimmen verleiht dem Schlafzimmer eine himmlische Aura.

»Würdest du gern«, beginnt er mit einem kleinen Glitzern in seinen Augen, »heute mit mir zu Abend essen?«

»Wo?«, frage ich.

Stonehart lächelt. »Offensichtlich nicht hier. Draußen. In der Öffentlichkeit. In einem atemberaubenden Restaurant, welches den Columbia River überblickt.«

Ich drücke mich hoch und schaue ihn an. »Du meinst das wirklich ernst?«

Er lächelt mich träge an. »Natürlich tue ich das, süße Lilli.« Er streichelt mein Bein auf eine langsame, gemächliche Art und Weise. »Die Reservierung ist vorgenommen. Ich brauche nur noch deine Zustimmung.«

»Dann ja«, sage ich und kann kaum glauben, dass wir diese Unterhaltung tatsächlich führen. »Ja! Ich würde heute Abend gern mit dir essen, Jeremy.«

Er nickt. »Gut«, sagt er. Er sieht so aus, als wäre er dabei, noch mehr zu sagen, schüttelt dann aber fast unmerklich seinen Kopf und stellt sich hin. »Ich gebe dir

eine Stunde, dich fertig zu machen. Ist das genügend Zeit?«

»Zu viel«, sage ich. »Ich brauche keine ganze Stunde. Lass mich nur einfach mein Haar zurecht machen, und ich werde —«

»Lilly.« Stonehart hält eine Hand in die Höhe und unterbricht mich. Seine Stimme ist streng, aber sanft. »Ich habe dir gesagt, dass es nicht eilig ist. Nimm dir eine Stunde Zeit. Geh duschen. Du brauchst nicht nervös zu sein. Nicht heute Abend.«

Er dreht sich um und verlässt den Raum.

»Warte«, rufe ich ihm nach. »Wird es... Regeln geben?«

Er stolpert fast, als er spricht, aber er schaut mich nicht an, sondern sieht stattdessen geradeaus. »Regeln«, wiederholt er. »Ja, Lilly, es wird Regeln geben. Ich hatte gehofft, auf der Fahrt dorthin mit dir darüber sprechen zu können.«

Er wirft einen kurzen Blick über seine Schulter. »Ich

möchte nicht, dass solche Dinge dich jetzt belasten.«

»Ich glaube, jetzt wäre —«

»Nein, Lilly!« Dieses Mal klingt es wie ein Befehl.

»Ich habe gesagt, ich werde dich später darüber unterrichten, und das habe ich auch vor. Hör auf, mich zu drängen!«

»Okay«, flüstere ich. Ich will ihn nicht provozieren, nicht, wenn ich merke, dass er sich solche Mühe gibt, die Kontrolle zu bewahren. »Aber, Jeremy? Wenn ich dusche, die Brosche...?«

»Wurde in dem Moment deaktiviert, als du diese Suite betreten hast. Zusammen mit dem Halsband. Wenn du hier drinnen bist, musst du dir keine Gedanken darüber machen, was du sagst. Aber es ist ja nicht so, dass es hier irgendjemanden gäbe, mit dem du sprechen könntest.« Er dreht sich um und schaut mich an. »Zu deiner Information: Alle Wohnsitze, die du mit mir besuchst und die mir gehören, werden auf die gleiche Art und Weise mit der

Brosche und dem Halsband arbeiten.«

»Du meinst...«, ich kneife fast ein wenig ungläubig meine Augen leicht zu, »... dass du vorhast, mich an andere Orte mitzunehmen?«

»Vorausgesetzt, dass dein Verhalten außerhalb meines Hauses in San Jose auch weiterhin vorbildlich ist«, er hält inne, »dann ja. Da draußen gibt es eine ganze Welt, die ich mir nach meinem Geschmack aufgebaut habe. Es wäre eine unglaubliche Schande, sie nicht mit dir teilen zu können. Ich möchte dich an meiner Seite haben, Lilly-Blume, und ich möchte dir die Wunder zeigen, die Stonehart Industries mir gewährt hat. Ich besitze Immobilien auf der ganzen Welt: Ferienorte, andere Häuser, wunderschöne Villen. Bisher wurden sie nur selten benutzt. Ich habe auf etwas... jemanden... gewartet, mit dem ich das teilen kann.«

»Mich?«, frage ich, wobei ich mir fast sicher bin, dass dies, genauso wie der Job bei Dextran, nur weiterer

Spaß ist.

»Ja, meine Liebe. Dich.« Er gluckst. »Du darfst nicht so überrascht aussehen. Du hast doch nicht wirklich geglaubt, dass ich dich für immer wegsperren würde. Wie könnte ich das? Du bist so wunderschön, so wertvoll. Dein Glanz verlangt es, mit der Welt geteilt zu werden. Ich habe mit Dutzenden von umwerfenden Frauen an Galas und Veranstaltungen teilgenommen. Und trotzdem hat keine von ihnen dir jemals das Wasser reichen können.« Er berührt seine Brust. »Nicht in meinem Herzen.«

Und damit dreht er sich wieder weg. »Eine Stunde, Lilly. Von jetzt an. Aber bitte«, er atmet tief und kontrolliert ein, »verspäte dich nicht.«

Vierzig Minuten später bin ich frisch geduscht und trage ein prächtiges, schwarzes Seidenkleid. Der

Ausschnitt ist mit winzigen, durchsichtigen Edelsteinen verziert. Ich vermute, es sind Diamanten. Ich meine, warum auch nicht? Aber ich habe nicht genug Erfahrung mit diesen Dingen, um sicher sein zu können.

Die Brosche ist an meinem linken Träger befestigt. Sie fügt ein wenig Farbe hinzu, was recht gut zu meinem Erscheinungsbild passt. Wenn sie nur etwas anderes darstellen würde...

Nein. Ich halte mich davon ab, diesen Gedankengang zu verfolgen. Ich wollte Stonehart näher kommen. Dieser Ausflug — dieses Abendessen — wird seit Wochen meine erste richtige Gelegenheit dafür sein.

Kann ich so tun, als hätte mein letzter Aufenthalt in der Dunkelheit nicht stattgefunden? Nein. Natürlich nicht. Was Stonehart mir dort angetan hat... das schreckliche Gefühl, das er mir vermittelt hat... ich werde nichts von all dem jemals vergessen können. Aber ich darf mir nicht anmerken lassen, dass ich ihm irgendetwas nachtrage.

Diese Reise nach Portland, das heutige Abendessen — in der Öffentlichkeit! — ist wahrscheinlich der erste greifbare Schritt, den ich bisher mit ihm gemacht habe. Dies ist ein wahrer Fortschritt.

Und trotzdem... Ich werde das Gefühl nicht los, dass irgendetwas nicht stimmt. Es ist fast so, als würde Stonehart versuchen, mir ein falsches Gefühl von Sicherheit zu vermitteln, kurz bevor er mir den Teppich unter den Füßen wegzieht.

Ich unterdrücke einen Schauer. Ich hoffe verzweifelt, dass das nicht der Fall ist. Und ich weiß, dass es zu nichts führen wird, wenn ich mir darüber Sorgen mache. Ich muss aufpassen und vorsichtig sein... Und darf nichts tun, was eine weitere Bestrafung von Stonehart nach sich ziehen würde.

Ich betrete die Eingangshalle und sehe, wie er sich in einem großen Sessel zurückgelehnt hat und über die Stadt hinaus auf den dunklen Horizont blickt. Während ich

geduscht habe, hat er einen makellosen, schwarzen Smoking angezogen.

Ich halte an und betrachte diesen Mann für ein oder zwei Sekunden einfach nur. Er hat mich bisher noch nicht bemerkt. Ich glaube, dieses könnte das erste Mal sein, dass ich Stonehart anschauen kann, ohne dass er weiß, dass ich da bin.

Er sieht... verdammt gut aus. Eine seiner Hände zieht gedankenverloren an dem Manschettenknopf an seinem Handgelenk. Das Profil seines Gesichts ist so perfekt, es würde einen Bildhauer zum Weinen bringen. Alles, angefangen bei seinem kantigen Kinn, über die markante Nase bis hin zu seinen tiefliegenden, aber wunderschönen Augen, macht ihn zu einem Abbild einer einzigen männlichen Pracht.

Und in diesem Augenblick ist er unachtsam. Dies ist der seltene Anblick von Stonehart, wenn er denkt, dass er allein ist.

Irgendwie lässt das, seine reine Gegenwart, all die Dinge verblassen, für die er verantwortlich ist. Es gibt in diesem Augenblick keine Täuschungen. Keine Masken. Ich muss nicht erraten, wer er ist oder was er will. Ich sehe ihn genauso, wie er ist: Jeremy Stonehart, roh und unverfälscht.

»Willst du mich für den Rest deines Lebens anstarren«, fragt er, ohne seinen Blick vom Fenster abzuwenden, »oder hast du vor, deine Anwesenheit bekannt zu machen?«

Erst dann dreht er seinen Kopf, und sein Blick bohrt sich in mich hinein. Eine heiße Intensität ist darin zu erkennen.

Panik steigt in mir auf. In der Vergangenheit hat diese Art von Blick nur eines bedeutet: dass ich etwas falsch gemacht habe.

Bevor ich mich bewegen oder ein Wort sagen kann, hat Stonehart sich aus dem Stuhl erhoben und taucht vor

mir auf. Ich bereite mich auf etwas vor — auf was, weiß ich nicht — aber was ich stattdessen bekomme, übertrifft alle meine Erwartungen.

Stonehart legt eine Hand über meine Hüfte, zieht mich zu sich hin und küsst mich stürmisch.

Der Kuss ist eine Mischung aus geschmolzener Lava und glühender Leidenschaft. Er hat mich noch nie zuvor so geküsst. Niemand hat das.

Hitze schießt durch mich hindurch, und das Blut fließt aus meinem Kopf heraus, als mein Körper auf die natürlichste Weise der Welt auf ihn reagiert. Stoneharts Kuss verzehrt mich. Ich gebe mich ihm vollkommen hin.

Als er mich schließlich loslässt, zittern meine Beine. Meine Lippen sind von dem Angriff geschwollen. Und ich kann Hitze spüren — fühlbare, verdrängende Hitze — die von meinen Wangen, meinem Nacken und meiner Brust ausgeht.

Ich hatte den Blick in seinen Augen falsch gedeutet. Es

war kein Ärger. Es war *Verlangen*.

Wie ich dazu in der Lage bin, solche Leidenschaft in ihm auszulösen, werde ich nie verstehen.

Oder warum mein Körper immer noch auf diese Weise auf ihn reagiert nach allem, was er mir angetan hat.

»Das habe ich schon sehr lange tun wollen«, knurrt er. Seine Stimme ist tief und heiser. »Und als ich dich herauskommen sah, konnte ich nicht länger warten.«

Er berührt meine Wange. Sein Daumen hinterlässt eine sengende Linie, als er zu meinem Mundwinkel hinunterwandert. »Verzeih meine... Ungehörigkeit.«

»Sie ist vergeben«, sage ich atemlos und immer noch schwankend.

Dies ist der gleiche Mann, der dich fast verhungern ließ! schreit eine leise Stimme in mir. *Dies ist der gleiche Mann, der —*

Ich bringe sie rücksichtslos zum Schweigen. Ich weiß, wer Stonehart ist. Ich weiß, was er mir angetan hat und

wofür er verantwortlich ist. Dieses sind keine Dinge, die ich vergessen könnte. Aber wenn er mich auf diese Weise küsst... wenn er mich auf so wunderbare Weise erregt, gegen alle Logik und Vernunft und Verstand... Nun, warum sollte ich das dann nicht genießen?

Ich muss mich nicht permanent an die Vergangenheit erinnern. Nach seiner Beichte gestern Abend scheint Stonehart für einen Neuanfang bereit zu sein. Wer weiß, wo uns das hinführen wird? Ich weiß nur, dass es unendlich besser sein wird als alles, was wir bisher erlebt haben.

Es könnte auch in Zukunft ein Aufbrausen geben. Es könnte andere Gelegenheiten geben, an denen er ärgerlich oder wütend oder rachsüchtig wird. Aber darüber möchte ich mir keine Gedanken machen. Ich habe bereits gelernt, diese wertvollen, kurzen und vorzüglichen Augenblicke mit ihm zu genießen.

Er nimmt meine Hand. »Sollen wir gehen?«

Ich nicke stumm. Ich kann diesen Mann einfach nicht verstehen.

»Hat es dir die Sprache verschlagen?«, fragt er, wobei ganz klar ein kleines bisschen Heiterkeit in seiner Stimme zu erkennen ist.

»Nein«, sage ich. »Du erstaunst mich nur.«

Dieser Kommentar lässt Stonehart erstrahlen. »Ich habe ein Geschenk für dich«, sagt er. »Aber ich hebe es mir für später heute Abend auf.«

»Du verwöhnst mich«, sage ich, als wir uns dem Fahrstuhl nähern. »Eine Reise nach Portland. Abendessen in der Öffentlichkeit. Was kommt als nächstes, nimmst du mir das Halsband ab?«

Stonehart versteift sich. Seine Augen werden dunkler, und seine gesamte Haltung verändert sich.

Idiot! denke ich. Was hat dich denn geritten, so etwas zu sagen?

»Jeremy, es tut mir leid«, entschuldige ich mich so

schnell ich kann. »Es war ein Witz. Ich habe es nicht so
—«

»Nein.« Stonehart unterbricht mich mit einem leisen Wort, das schärfer ist als jedes Messer. »Du hast es so gemeint, Lilly, und ich will nicht, dass du mich noch einmal anlügst. Ich weiß, was das Halsband für dich bedeutet. Und ich weiß auch — genauso gut wie du — dass ich es dir niemals abnehmen kann. Ich führe dich heute Abend aus, um dir ein wenig von dem Vertrauen zu demonstrieren, von dem ich gesprochen habe. Aber dies...«, er lässt einen Finger um das Halsband gleiten, »muss immer an seinem Platz bleiben. Ich wäre nicht der Mann, der ich bin, wenn ich vergessen hätte, alle Eventualitäten zu berücksichtigen. Das Halsband sorgt dafür, dass du meine Sehnsüchte erfüllst... Unabhängig von deiner Bereitschaft.«

Die Türen des Fahrstuhls öffnen sich, und Stonehart tritt ein. Er schaut mich nicht an, als er fortfährt. »Ich bin

mir sicher, dass du die Notwendigkeit dafür verstehst. Du bist ein kluges Mädchen. Wenn du die Dinge von meinem Blickwinkel aus betrachten würdest, würdest du solche Fragen gar nicht erst stellen.«

»Es tut mir leid«, wiederhole ich. »Es war nur ein Witz. Ein schlechter.«

»Ja«, stimmt er zu. »Ein schlechter.« Er atmet tief ein und drückt auf einen Knopf. Der Fahrstuhl beginnt hinabzugleiten. »Ich möchte nicht, dass deine Aufmerksamkeit von solchen Dingen abgelenkt wird, Lilly«, sagt er. »Nicht heute Abend.« Er schaut zu mir hinüber und nimmt dann wieder meine Hand. »Heute Abend geht es nur um uns. Ein Mann und eine Frau, die die Gesellschaft des anderen genießen. Mehr nicht. Was könnte einfacher sein als das?«

Wirklich? frage ich mich. Egal, wie sehr Stonehart oder ich uns wünschen würden, dass die Dinge anders lägen, unsere Beziehung kann niemals so schwarz und

weiß sein.

»Okay«, sage ich stattdessen, ohne meine Zweifel laut zu äußern. »Das kann ich tun.«

Stonehart lächelt. Als ich es sehe, denke ich, dass an seinem Lächeln irgendetwas ein wenig gequält aussieht, aber ich habe nicht die Zeit, weiter darüber nachzudenken. Die Fahrstuhltüren öffnen sich, und ich werde von einer langen, schwarzen Limousine begrüßt, die in der Garage auf uns wartet.

Stonehart legt seine Hand auf meinen Rücken und führt mich hinaus. Als er die Tür für mich öffnet, bemerke ich einen Hauch von seinem Kölnischwasser. Es ist anders als vorher... und doch scharf. Eine Spur von Ahorn und Fichte. Ich hätte nie gedacht, dass diese Kombination zusammenpassen würde, aber an ihm scheint sie zu funktionieren.

Zumindest verfehlt sie nicht ihre Wirkung auf mich. Vielleicht sind es auch nur die Pheromone darunter.

Er setzt sich gegenüber von mir hin und streckt seine langen Beine aus. Sobald Stonehart die Tür geschlossen hat, steuert der Fahrer den Wagen hinaus in die Stadt.

Stonehart sieht mich an. Sein Blick ist elektrisierend.

»Spürst du das?«, fragt er.

Ich blinzele. »Spüre was?«

»Die Energie... das Knistern... zwischen uns. Ich habe noch nie zuvor so etwas erlebt. Noch nie hat eine andere Frau mich so berührt.« Er lehnt sich plötzlich aufmerksam und ernsthaft nach vorn. »Sag mir, dass ich nicht der einzige bin. Sag mir, dass du es auch spürst, Lilly-Blume.«

Wie kann ich es leugnen, wenn er mich so aufmerksam anschaut und mich fast in sich aufsaugt? Er weiß, wie ich auf seinen Kuss reagiert habe.

Eine Hitzewelle überkommt meinen Körper, als ich mir plötzlich vorstelle, wie Stonehart sich auf mich stürzt, mir das Kleid vom Leib reißt und mich genau hier auf dem

Rücksitz der Limousine fickt.

Ich erröte und schaue zur Seite. »Ich spüre es«, gebe ich schüchtern zu.

Stonehart lässt sich auf den Boden des Wagens sinken und rückt zu mir hinüber. Mein Herzschlag beschleunigt sich aufgrund seiner Nähe. »Was spürst du?«, drängt er. Seine Stimme klingt scharf. »Beschreibe es mir, Lilly.« Er legt seine Hand direkt über mein Knie. »Sag mir, was für ein Gefühl ich in dir auslöse.«

Meine Atmung wird jetzt schneller. Und auch tiefer, was meine Brüste mit jedem Einatmen anheben lässt.

»Ich fühle mich... verloren«, sage ich. Stoneharts Hand greift fester um mein Bein. »Verloren in dir. In deiner Macht. In deiner Männlichkeit.« Dies sind die Worte, von denen ich mir sicher bin, dass er sie hören möchte, aber es ist nicht so, dass ich sie mir spontan ausdenken würde. Ich täusche ihn nicht. Ich sage ihm die Wahrheit. »Du überwältigst mich, Jeremy. Du bist größer

als das Leben selbst. Deine Gegenwart allein...«, ich schlucke, als seine Hand meinen Schenkel in Richtung der Stelle, wo sich all das Blut versammelt, hinaufwandert, »...gibt mir ein Gefühl der Blöße. Verletzlichkeit. Nur für dich.«

»Ja«, sagt er und rückt näher an mich heran. Ich kann seinen Atem auf meiner Wange spüren. Seine Hand rutscht weiter und weiter unter mein Kleid. »Was noch?«

»Ich —«

Ich werde unterbrochen, als ein schmetterndes Hupen die Limousine erschüttert. Der Wagen schwankt und wirft mich von Stonehart fort, was die Intensität des Augenblicks zerstört.

»Verdammt!«, flucht Stonehart. Er dreht sich um und hämmert an das Fenster, das uns von dem Fahrer trennt. »Was zum Teufel war das?«

Das getönte Glas senkt sich. Eine schwankende Stimme antwortet ihm. »Es tut mir leid, Boss. Irgend so

ein Arschloch wollte uns den Weg abschneiden. Wir hatten fast einen Unfall.«

»Sorgen Sie dafür, dass das nicht noch einmal vorkommt«, knurrt Stonehart. Das Fenster hebt sich wieder.

Inzwischen habe ich mich bereits wieder aufgesetzt. Aber mein Körper ist von all dem Adrenalin, das freigesetzt wurde, fix und fertig. Ich fühle mich zitterig, aber nicht auf eine gute Weise.

Stonehart sieht mich an. Er fährt mit einer Hand durch sein Haar. »Das war... bedauerlich«, sagt er schließlich. »Es tut mir leid.«

»Du kannst den Verkehr nicht kontrollieren«, sage ich. »Du bist kein Gott.«

Seine Lippen ziehen sich zu einer dünnen Linie zusammen. »Nein«, stimmt er zu. »Das bin ich nicht.«

Ich spüre, wie sich zwischen uns eine Distanz aufbaut. Ich weiß nicht, ob ich dankbar oder enttäuscht sein soll.

Er setzt sich wieder auf seinen ursprünglichen Platz mir gegenüber. Sein Kiefer ist verkrampft, als er mich mit seinen Augen begutachtet.

»Wir müssen noch die Regeln für heute Abend besprechen«, sagt er.

»Oh.« Meine Stimme ist leise. »Ja, natürlich.«

»Ich hasse es, dir diesen Augenblick zu verderben... Aber es ist notwendig.«

»Ich verstehe.« Insgeheim wünsche ich mir, dass sein Körper sich noch neben meinem befinden und seine Hand mein Bein hinauf kriechen würde.

Ich richte meine Schultern auf, um ihm zu zeigen, dass ich aufpasse. »Nenne mir deine Regeln für mein Verhalten.«

»Sie sind einfach«, sagt er. »Ich finde, dass Einfachheit am besten ist, wenn man mit schwierigen Situationen zu tun hat. Erstens. Wenn du dich an meiner Seite aufhältst, darfst du mit niemand anderem als mit mir

sprechen. Wenn dir eine Frage gestellt wird, ist es dir gestattet, mit einem einzigen Wort zu antworten. Ja oder nein genügt. Um alles, was komplizierter ist als das, werde ich mich kümmern. Du musst nur lächeln.«

»Okay«, sage ich. »Das macht Sinn. Das kann ich tun.«

»Zweitens. Ich habe Maßnahmen ergriffen, um sicherzustellen, dass du heute Abend in dem Restaurant keine...«, er streicht sich mit seiner Zunge über seine Zähne und sucht nach dem richtigen Wort,

»...*Versuchungen* vorfindest. Du verstehst, dass du niemandem über die Einzelheiten unserer Beziehung erzählen darfst. Und außerdem ist das Verbot, über Neuigkeiten der Außenwelt informiert zu werden, noch in Kraft. Du wirst dort drinnen weder Fernseher noch Zeitungen finden. Aktuelle Geschehnisse sollten dich weder belasten noch interessieren. Verstehst du das?«

Ich verstehe, dass der berechnende Stonehart zurück

ist, denke ich. »Ja«, erkläre ich.

»Drittens. Ich möchte, dass du dich amüsierst. Ich weiß, dass dies ein großer Schritt für uns ist. Dein Verhalten heute Abend wird bestimmen, wie wir miteinander fortfahren, wenn wir nach Kalifornien zurückkehren. Du wirst mit mir dieses Restaurant besuchen, aber es werden sich dort keine anderen Menschen aufhalten. Es ist das erste Mal, dass du dich in so einer Position wiederfindest. Wenn du nur daran denkst, irgendjemanden auf deine Situation aufmerksam zu machen...«, seine Augen wandern zu meinem Mund, dann zu der Brosche hinab und dann wieder hoch zu meinem Halsband, »...erinnere dich nur daran, was ich dir immer noch antun kann.«

Ich schlucke und nicke. Das Halsband fühlt sich enger an als in den letzten Wochen.

Stonehart wird mitleidig. Nur ein kleines bisschen. »Aber ehrlich«, sagt er und lehnt sich zurück, »benutze

einfach deinen gesunden Menschenverstand. Ich möchte in der Lage sein, dir zu vertrauen, Lilly, und nicht gegen dich vorzugehen. Es wird eine Zeit dauern, bis sich dieses Vertrauen aufgebaut hat. Aber irgendwann *wird* es soweit sein. Am Anfang machen wir nur kleine Schritte. Und wenn du Zweifel daran hast, was du tun sollst, oder wie du dich verhalten sollst... frag einfach. Ich werde die ganze Zeit über bei dir sein.«

»Das kann ich tun«, bestätige ich.

Stonehart ist kein Trottel. Er kennt das Risiko, das er eingeht, wenn er mich heute Abend ausführt. Jetzt ist es an mir, es nicht zu vermasseln. Selbst wenn es nur eine kleine Chance gibt wegzulaufen oder ihm zu entkommen... werde ich sie nicht ergreifen.

Denn ich weiß, dass er mich wiederfinden wird. Er wird mich finden, und er wird ärgerlich sein. Er beobachtet mich schon seit Jahren. Wenn ich ihn wirklich schlagen will, muss ich Geduld haben. Weggelaufen wird

mir nichts bringen.

Aber mich bereitwillig bei Stonehart einschmeicheln?
Das wird mir die Möglichkeit geben, seine gesamte Welt
zu zerstören.

Stonehart lacht. Das Geräusch erweckt meine
Aufmerksamkeit.

»Ich erkenne diesen Blick«, sagt er. »Was würde ich
nicht dafür geben, um zu erfahren, was gerade in deinem
hübschen kleinen Kopf vorgeht.«

»Du musst nur fragen, und ich werde dir aufrichtig
antworten«, entgegne ich schnell und versuche, die
Aufmerksamkeit von meinen schuldigen Gedanken
abzulenken.

»Ja, aber nicht vollkommen aufrichtig. Habe ich
Recht?« Stonehart wendet sich dem kleinen Kühlschrank
zu. »Champagner?«

Unser Hotel liegt ziemlich im Herzen der Innenstadt von Portland, daher überkommt mich ein Gefühl der Besorgnis, als die Limousine sich von der Innenstadt wegbewegt.

»Hast du nicht gesagt, wir würden in der Nähe des Flusses zu Abend essen?«, frage ich Stonehart. »Ich dachte, das liegt in der anderen Richtung.«

»Das tut es auch«, stimmte er zu. »Ich habe für den Anfang nur einen kleinen Umweg geplant. Ich hoffe, es macht dir nichts aus.«

»Nein«, murmele ich, aber meine Gedanken beginnen, in meinem Kopf zu rasen. Dieser Ausflug war als eine Fahrt vom Hotel zum Restaurant gedacht. Mehr nicht.

Was hat Stonehart vor? Warum hat er mir nicht gesagt, dass wir nicht direkt ins Restaurant fahren?

Ich schaue ihn an. Er hat seinen Drink kaum angerührt, während meiner bereits halb leer ist.

Ich setze das Glas ab. Ich werde mir nicht gestatten, mehr zu trinken als er. Wenn ich bisher gedacht hatte, dass ich nur für dieses Abendessen klar im Kopf bleiben müsste, ist das jetzt sogar noch wichtiger, da wir erst einmal ein anderes Ziel haben..

»Darf ich fragen, wo wir hinfahren?«, äußere ich.

»Du darfst.« Stonehart lächelt. »Aber ich wäre nicht verpflichtet, dir zu antworten.«

Diese Antwort lässt mir die Haare zu Berge stehen.

»Ich möchte, dass es eine Überraschung ist«, verbessert er sich einen Augenblick später. »Es ist nichts Unangenehmes, Lilly. Eigentlich denke ich, dass du dieses Erlebnis eher als einen Augenöffner ansehen wirst.«

Dieser Kommentar bringt mich erst richtig dazu, mir den Kopf zu zerbrechen. Was würde Stonehart für einen »Augenöffner« halten?

Ich vermute, ich werde es schon bald herausfinden.

Zehn Minuten später fahren wir eine breite Landstraße

entlang. Dunkle Tannen säumen die Straßenseiten. Sie sind mit kleinen, blinkenden Weihnachtslichtern verziert. Nur ein anderer Wagen begegnet uns auf dem gesamten Weg.

Als erstes sehe ich die Lichter der Anlage. Sie erhellen die Nacht von den Baumspitzen aus. Wir biegen noch einmal ab, und dann werden auch die Gebäude sichtbar.

Sie sind klein und malerisch. Keines von ihnen hat mehr als zwei Stockwerke. Sie wurden im georgischen Stil erbaut, der mich an das Stück von Harvard erinnert, das ich gesehen habe, als Fey und Sonja mich zu dem Fußballspiel hineingeschummelt haben. Um die Außenseite der Anlage herum befindet sich eine massive Steinmauer.

Die Straße, auf der wir uns befinden, führt zu einem schmiedeeisernen Tor. Es ist geschlossen. Es beginnt, sich einzig und allein für uns zu öffnen, als die Limousine nahe genug ist.

Ich schaue mich um und suche nach einem Zeichen oder irgendetwas, das mir einen Hinweis darauf geben könnte, was dieser Ort ist, aber ich kann nichts finden. Selbst der Name wäre genug, um anzudeuten, wo wir uns befinden.

Ich schaue zu Stonehart hinüber, als wir an dem bemannten Wachhäuschen vorbeifahren. »Wo sind wir?«, frage ich, wobei meine bebende Stimme einen Hauch von Angst verrät. »Was ist dieser Ort? Ein Country Club?«

Stonehart hebt eine Augenbraue. »Nicht ganz«, sagt er. »Aber deine Vermutung ist auch nicht so ganz falsch.«

»Nun, es ist irgendeine Art private Gemeinschaft«, sage ich. Ich versuche, ihn besonders bittend anzuschauen. »Kannst du mir nicht sagen, warum wir hier sind? Du hast selbst gesagt, dass Vertrauen für dich wichtig ist.«

»Das ist es«, nickt er. »Und jetzt musst du mir *vertrauen*, wenn ich dir sage, dass wir einen guten Grund dafür haben, uns hier aufzuhalten. Und zu dem *warum*...

nun, du möchtest doch wohl nicht, dass ich die Überraschung zu früh verderbe, oder?«

»Nach allem, was ich gesehen habe, bin ich mir nicht sicher, ob ich Überraschungen mag«, murmele ich in mich hinein.

Stonehart hört diesen Kommentar. Er lächelt und lehnt sich dann nach vorn, um meine Hand in seine zu nehmen.

»Lilly«, sagt er und schaut mir tief in die Augen. »Wirklich, es gibt nichts, worüber du dir Sorgen machen müsstest. Es ist Weihnachten. Sogar die Soldaten im Ersten Weltkrieg hörten an dem Tag, an dem Christus geboren wurde, auf zu kämpfen. Glaubst du wirklich, ich würde das zerstören wollen, was wir begonnen haben aufzubauen, indem ich dich an einen unerfreulichen Ort bringe?« Die Limousine hält vor einem der Backsteinbauten an, und der Motor stirbt ab. »Ich habe einen Freund hier. Ich habe ihm vor langer Zeit das Versprechen gegeben, ihn mindestens einmal im Jahr zu

besuchen und mit ihm zu plaudern. Leider haben die Umstände mich in den letzten Jahren davon abgehalten, dieses Versprechen einzuhalten. Heute Abend im Geist von Weihnachten hoffe ich, dass ich es wiedergutmachen kann. Ich nehme meine Versprechen sehr ernst. Wenn er irgendjemand anders wäre, hätte ich irgendeinen anderen Weg gefunden, mein Versprechen einzuhalten, aber... Nun, du wirst sehen.«

Der Fahrer öffnet die Tür, und Stonehart tritt aus dem Wagen heraus. Er bietet mir seinen Arm an, den ich ergreife.

»Vergiss nicht deinen Mantel«, sagt Stonehart und beugt sich zurück in die Limousine, um den voluminösen Pelzmantel herauszuholen, von dem er unbedingt wollte, dass ich ihn mitnehme, als wir das Hotel verlassen haben. »Ich möchte nicht, dass du dich unwohl fühlst.«

In der kühlen Nachtluft verwandelt sich mein Atem vor mir in Nebel. Drinnen höre ich die Geräusche von

Festivitäten — Menschen, die sich unterhalten, das Klappern von Geschirr, Musik. Es dauert eine weitere Sekunde, bis ich verstehe, dass ich mich zum ersten Mal in vielen, vielen Monaten, innerhalb Hörweite *anderer Menschen* aufhalte.

Ich habe Angst davor, emotional zu werden. Die Tatsache, dass ich es mit Stoneharts Halsband und ihm direkt neben mir tue, macht es noch unwirklicher.

»Komm«, sagt er, als seine Schritte auf dem frostigen Boden zu hören sind. »Es geht hier lang.«

Ich lasse mich von Stoneharts Hand auf meinem Rücken führen. Wir nähern uns dem Eingang des Gebäudes und steigen die Betonstufen zu der riesigen Doppeltür hinauf. Kurz bevor er nach der Klinke greift, hält er inne.

»Ich sollte dich warnen«, sagt er, »nicht beunruhigt zu sein. Einige der Bewohner da drinnen könnten ein wenig...«, seine Lippen verziehen sich vor Abneigung, »...merkwürdig sein. Ich habe versucht sicherzustellen,

dass wir davon nicht gestört werden. Aber wie du bereits so treffend bemerkt hast, bin ich kein Gott. Ich kann nicht alles kontrollieren. Bedenke nur, dass ich mein Bestes versucht habe.«

Noch bevor ich antworten und ihn fragen kann, worüber zum Teufel er spricht, öffnet er die Tür, und die Geräusche einer großen Feier kommen mir entgegen.

Die Wände des Gebäudes müssen sehr dick sein, denn drinnen ist das Geschrei ohrenbetäubend. Vielleicht rührt ein Teil des Eindrucks auch nur von meinem Schock her, so viele Menschen zusammen an einem Ort zu sehen.

Die Eingangshalle dient ganz offensichtlich auch als Gemeinschaftsraum. Und die Weihnachtsfeierlichkeiten sind in vollem Gang. Lichter schmücken alle Wände. In einer Ecke steht ein riesiger Baum, der rot und blau und weiß glitzert, komplett mit künstlichem Schnee. Junge und alte Leute — ich bemerke allerdings, dass die meisten von ihnen eher alt sind — bewegen sich umher, plaudern mit

Freunden, essen Süßigkeiten von der Mini-Bar, lehnen sich im Sessel zurück, versammeln sich um Couchtische herum und lachen. An einer Wand steht ein Klavier, und jemand spielt eine euphorische Version des Liedes »Winter Wonderland«.

Ich sehe Menschen in lässigen Hosen und Kaschmirpullovern zusammen mit den schrecklich schönen handgestrickten Mustern und grellen Farben, die man stets darauf findet.

Es ist mir umgehend klar, dass dies nicht die Art von Ort ist, an der ich jemals erwarten würde, Stonehart zu finden. Dies sind keine Menschen, von denen ich jemals gedacht hätte, dass er sich in ihrer Gesellschaft aufhalten würde.

Und nachdem ich meinen Blick schnell zu ihm hin und wieder weg bewegt habe, sehe ich, dass ich Recht habe. Die Änderung in seinem Ausdruck ist fast unmerklich, aber ich habe mich zu einem solchen Experten entwickelt,

seine Feinheiten zu erkennen, dass es für mich sonnenklar ist.

Ich erkenne es in der zusätzlichen Steifheit seines Auftretens. An der winzigen Anspannung um seine Augen herum. An der Art, wie seine Lippen sich kräuseln, nur ein ganz kleines bisschen, als hätte er gerade einen taktlosen Witz gehört.

All das fällt mir in nur einem Bruchteil einer Sekunde auf. Was ich als nächstes bemerke, beunruhigt mich mehr.

Bei diesen Festlichkeiten geht nicht alles mit rechten Dingen zu. Ich schaue an die Ausgänge, die von der Eingangshalle wegführen, und bemerke, dass jeder von einer unbeweglichen Wache besetzt ist. Keine von ihnen trägt eine Uniform. Aber ich kann es trotzdem sehen — an ihrer reservierten Art, an der Weise, wie ihre Blicke über die Menge schweifen, von der abgelenkten Art, wie sie mit den Menschen in ihrer Nähe kommunizieren — dass sie genau das darstellen.

Auch andere Dinge fallen mir auf. Kleine, unmerkliche Dinge, aber sie genügen, um mir die Haare zu Berge stehen lassen zu lassen.

Zum Beispiel die Fenster. Die Verschlüsse sind mit großen, massiven Schlössern ausgestattet. Ohne einen Schlüssel hätte niemand die Möglichkeit, sie von innen zu öffnen. Sie sind zwar nicht vergittert so wie vielleicht in einem Gefängnis, aber die Schlösser dienen unzweifelhaft dem gleichen Zweck.

Was für ein Ort benötigt Schlösser von *innen* an den Fenstern?

Ich kann außerdem Aushänge mit dicken Textreihen erkennen, die geschickt hinter all den unterschiedlichen Dekorationen an den Wänden versteckt sind. Ich kann nicht all die Wörter erkennen, aber die Schriftgröße und die Aufmachung erinnern mich an die Anweisungen, die man in einem Schwimmbad findet: »Laufen nicht gestattet«, »Kein Springen im flachen Wasser«, solche Dinge.

Und zum Schluss ist da noch die Tatsache, dass unser Erscheinen überhaupt nicht bemerkt wurde. Niemand hat uns auch nur einen kurzen Blick zugeworfen, als wir durch die Türen getreten sind. Wenn man sich nur unsere Kleidung anschaut, sollten wir definitiv ein wenig Aufmerksamkeit verdient haben.

»Hier«, sagt Stonehart, führt mich zur Seite und geht in Richtung einer dieser bewachten Ausgänge. »Komm hier lang, Lilly.«

Wir gehen an der Außenseite der Menschenmenge vorbei. Es schaut nicht nur niemand in unsere Richtung, sondern ich bemerke auch, dass zwei oder drei Bewohner bewusst ihren Blick senken, als wir uns nähern.

Die Seltsamkeit von all dem macht mich sehr nervös.

Stonehart nimmt kurzen Augenkontakt mit dem Mann auf, den ich als einen Wachmann identifiziert habe, und wir gehen ohne Kommentar oder Kommunikation an ihm vorbei. Der Flur, den wir betreten, ist auf unheimliche

Weise verlassen.

Als wir uns weiter und weiter von der Eingangshalle entfernen, beginnt eine gespenstische Stille, den vorherigen Lärm zu ersetzen. Stonehart spricht nicht. Schon bald ist das einzige Geräusch, das ich vernehmen kann, der Klang meiner Absätze auf dem Linoleumboden.

Wir gehen um eine Ecke herum in einen zweiten leeren Flur hinein. Von diesem gehen jedoch auf beiden Seiten Türen ab. Er erinnert mich an die Flure, die man in einer Wohnanlage oder einem Hotel findet. Ein Hauch von Schaltheit erfüllt die Luft. Ich schauere.

»Was ist dieser Ort?«, frage ich leise.

Stoneharts Blick blitzt auf. Er antwortet nicht, aber dieser einzige Blick genügt mir zu wissen, dass etwas ganz schrecklich, schrecklich falsch ist.

Plötzlich habe ich das Gefühl, das Halsband sei an einen Zeitzünder angeschlossen, der hochgehen wird, ob ich Stoneharts Regeln nun einhalte oder nicht. Ob ich nun

innerhalb meiner Grenzen bleibe oder nicht.

»Jeremy?«, wage ich mich vor, in der Hoffnung, ein einziges Wort von ihm zu hören, das die Panik, die sich in mir aufbaut, zum Schweigen bringt. »Wo sind wir?«

»An einem Ort, den ich dir schon sehr lange zeigen wollte«, sagt er. Seine Stimme ist weder warm noch kalt. Aber seine Augen... Seine Augen ängstigen mich.

Sie haben den gleichen wahnsinnigen Schimmer, den ich gesehen habe, als ich ihn vor so vielen Monaten in dem Restaurant zum Abendessen traf. Der Schimmer, der an seine Grausamkeit, seinen Sadismus und eine Falle erinnern. Der Schimmer, der mir sagt, dass er die absolute Kontrolle besitzt und kurz davor ist, mich irgendeinem unbekannten Schrecken auszusetzen.

»Genau hier, Lilly-Blume«, sagt er und hält außerhalb einer Tür an. Meine Atmung ist schnell. Schweiß läuft mir den Rücken hinunter.

Und Stoneharts Arm um meine Taille herum scheint

die stabilste Fessel der Welt zu sein. »Wir sind endlich da.«

Er macht einen Schritt nach vorn und lässt mich los. Er hält sein Handgelenk an den Türknauf. Ein summendes Geräusch erfüllt die Stille, und das Schloss öffnet sich mit einem Klicken.

Das letzte, was ich sehe, bevor sich die Tür öffnet, sind die Initialen *P. H.*, die auf ein winziges goldenes Schild eingraviert sind, das sich genau dort befindet, wo das Guckloch sein sollte.

Kapitel Acht

Auf der anderen Seite der Tür befindet sich ein kleines Zimmer. Stonehart übt ein wenig Druck auf meinen Rücken aus und schiebt mich hinein.

Es ist bewohnt. Ich sehe einen Mann darin, der auf dem Bett sitzt und von uns weg schaut. Wie alle anderen bisher, schaut auch er nicht in unsere Richtung, als wir eintreten.

Die Tür schließt sich hinter uns von allein. Das erneute Summen jagt mir einen Schrecken ein. Wir sind eingeschlossen.

Als die Geräusche verstummen, beginnt der Mann, sich zu bewegen.

Langsam dreht er seinen Kopf in unsere Richtung. Lethargisch. Als wenn alle Energie und alles Leben aus ihm herausgesaugt worden wären.

Ich bemerke, dass sein Haar mit grauen Strähnen durchsetzt ist. Die Haut an seinem Hals ist blass. Er ist dünn. Sehr, sehr dünn.

Sein Profil wird sichtbar. In dem Moment geben meine Knie nach. Stoneharts Arm zieht sich fester um meine Taille herum zusammen, um mich aufrecht zu halten. Er lässt mich nicht fallen.

Ich erkenne ihn kaum wieder. Dieser Mann. Ich kenne diesen Mann. Es ist —

»Hallo, Paul«, sagt Stonehart.

Ich weiß nicht, was ich denken soll. Ich starre ihn verblüfft an. Angsterfüllt.

Pauls Blick streift mich, ohne mich wiederzuerkennen. Natürlich nicht. Das letzte Mal, als er mich sah, war ich ein elfjähriges Mädchen. Abgesehen von der Rettungsaktion im Wald hat er sich nie sonderlich um das gekümmert, was ich getan habe.

Aber ich erkenne ihn. Natürlich tue ich das nach

meinem ersten Aufenthalt in der Dunkelheit. Das war, als die verdrängte Erinnerung — die wirkliche Erinnerung — meines Sturzes zu mir zurückkehrte.

Ich erinnere mich deutlich. Es wird mir jetzt wieder bewusst. Pauls Gesicht, welches in der Lücke über meinem Kopf erscheint und die Sonne verdeckt. Die verdammte Krähe. Paul, der seinen Arm ausstreckt und in den Keller hinunter nach mir greift. Die Worte, die er mir zuruft:

»Gib mir deine Hand, Kind!«

Wenn ich das Gesicht, an das ich mich erinnere, mit dem vergleiche, das ich nun vor mir habe, werde ich von unglaublicher Furcht erfüllt. Die grundlegenden Gesichtszüge sind die gleichen. Er hat den gleichen, breiten Kiefer. Die großen, schwarzen Augen. Die hervorstehende Stirn.

Aber die *Lebendigkeit*, die notwendige Lebenskraft, die einem Menschen seine Persönlichkeit verleiht... all

das ist verschwunden.

Er hat tiefe Ränder unter seinen Augen. Seine Wangen sind eingefallen. Er ist hager. Die Haut unter seinen Augen ist schlaff, als hätte er zu schnell zu viel Gewicht verloren. Seine Haut ist bleich. Er sieht so aus, als hätte er seit Jahren keine Sonne mehr gesehen.

Das einzige, an das ich mich in Bezug auf Paul erinnere, war, dass er ein großer Mann war. Er hatte Schultern wie ein Holzfäller und ein herzhaftes Lachen, das einen ganzen Raum erfüllen konnte.

Aber dieser Mann... diese Version von Paul, die ich vor mir sehe... besitzt keine dieser Eigenschaften. Seine Augen sind leer und lustlos. Sein Körperrumfang ist verschwunden. Er sieht schlimmer aus als die Hülle des Mannes, an den ich mich erinnere. Er sieht wie ein Schatten seiner selbst aus. Ein Geist. Ein Gespenst.

Das ist alles zu viel für mich. Ein Schwindelanfall überkommt mich, und ich sinke gegen Stonehart wie eine

Eiswaffel, die zu lange von der Sonne beschienen wurde.

Pauls trübe Augen konzentrieren sich auf Stonehart. Er blinzelt, als könne er seinen Augen nicht trauen. Und dann erhellt sich sein Gesicht mit reiner Freude.

Er steht umständlich auf und ist plötzlich voller Energie und voller Leben. »Dr. Telfair«, ruft er aus. »Sie sind es. Sie sind es wirklich!«

»Ja, Paul«, sagt Stonehart sanft. »Ich bin es wirklich.«

»Aber... aber wie?«, fragt Paul. »Warum? Ich dachte, dass Sie mich nach all diesen Jahren vergessen hätten.«

»Nein«, sagt Stonehart. »Ich vergesse meine Freunde nicht, und ich halte meine Versprechen. Sie müssen mir verzeihen, dass meine Besuche weniger regelmäßig waren als ich es mir vorgenommen hatte. Ich war sehr beschäftigt.«

»Na-natürlich«, sagt Paul. »Ich weiß, dass sie ein sehr wichtiger Mann sind. Warum sollten sie sich die Zeit für mich kleinen, alten Mann nehmen? Aber, es ist

wirklich...«, er stellt sich vor Stonehart hin und starrt ihn bewundernd an, »eine Ehre, Sie zu sehen, Sir.«

»Also bitte«, sagt Stonehart. »Sie müssen wirklich nicht so formell sein. Wir sind doch unter Freunden, oder nicht?«

»Und Sie haben Gesellschaft mitgebracht«, sagt Paul. Seine Augen schießen zu mir hinüber. Aber sie erreichen nicht mein Gesicht. Er schaut zu Stonehart zurück, noch bevor ich blinzeln kann. »Eine wunderschöne Frau, Sir. Ich habe schon sehr, sehr lange nicht mehr das Vergnügen gehabt, in weiblicher Gesellschaft zu sein.«

Er greift nach oben und glättet sein verwuscheltes Haar. »Ich... weiß leider... nicht genau, wie ich mich verhalten soll«, vertraut er uns an.

»Nun, Paul«, sagt Stonehart mit einem breiten Lächeln, »Sie sollten sich entspannen. Mein Gast und ich sind hierhergekommen, um Sie zu sehen. Bitten Sie uns, Platz zu nehmen. Vielleicht eine Tasse Tee?«

»Oh, natürlich, natürlich«, murmelt Paul und verbeugt sich auf eine merkwürdige Weise. Er leckt sich die Lippen, räuspert sich und beginnt, auf rhetorische Weise zu sprechen. »Würden Sie bitte Platz nehmen? Ich habe gerade das Wasser aufgesetzt. Wir werden in einer Minute heißen Tee haben.«

Er blinzelt, erwacht aus seiner Trance und blickt Stonehart auf eine Weise an, die an einen eifrigen Jungen erinnert, der in den Augen seines Vaters nach Anerkennung sucht.

»Wie war ich?«, fragt er, als seine Stimme wieder normal wird.

»Sehr gut«, sagt Stonehart. »Ich bin zufrieden. Und mein Gast und ich werden sehr gerne Ihr großzügiges Angebot annehmen.«

Paul lächelt und beugt seinen Kopf. Er lässt seine Hand nach unten schweifen und weist uns auf eine unterwürfige Art den Weg.

Inzwischen hatte ich genügend Zeit, mich zu erholen.

Ich schaue mir das winzige Zimmer an. Da ist das Bett, auf dem wir Paul vorgefunden haben. An der gegenüberliegenden Seite befindet sich ein kleines Fenster. Es sieht nicht so aus, als könnte es geöffnet werden. Mitten im Zimmer steht ein einzelner Sessel, der am Boden verankert ist. Hinter einer Leselampe steht ein kleines Bücherregal, welches nur den halben Weg hinauf zur Decke reicht und ebenfalls fest verankert ist. Ich sehe einen Schreibtisch mit einer säuberlichen Sammlung von Büchern darauf, zusammen mit einem Bürostuhl aus dunklem Leder und mit Rollen.

Das ist alles. Mehr ist hier nicht zu finden. Ich entdecke noch einige Rollschubladen, die unter dem Bett verstaut sind, und vermute, dass darin einige von Pauls Habseligkeiten aufbewahrt werden. Aber einen Wasserkocher? Den kann ich nirgendwo finden. Ich sehe nicht einmal eine Steckdose außer der für die Lampe.

Paul führt uns zu seinem Bett. Benommen setze ich mich neben Stonehart hin und beobachte dann fassungslos, verängstigt und still, wie Paul damit beginnt, drei unsichtbare Tassen mit unsichtbarem Tee vorzubereiten, wofür er einen unsichtbaren Wasserkocher benutzt.

Die erste Tasse gibt er Stonehart, wobei er sie in seinen Händen wiegt, als wäre sie so zerbrechlich wie ein neugeborenes Baby. Stonehart spielt das Spiel mit und geht sogar so weit, die Tasse an seine Lippen zu führen und so zu tun, als würde er einen Schluck nehmen.

»Das ist sehr guter Tee«, murmelt er. Paul wirft einen kurzen Blick über seine Schulter und lächelt bei diesem Lob. Dann gibt er die nächste Tasse mir.

Mein Magen ist vollkommen verdreht. Die Zeit scheint still zu stehen, als er mir die Tasse reicht. Sein Blick ist auch weiterhin nach unten gerichtet. »Vorsichtig«, murmelt er. »Er ist sehr heiß.«

Ich sage etwas kaum Verständliches, als ich die Tasse

entgegennehme. Meine Hände zittern. Meine Nerven liegen blank.

Jetzt weiß ich, warum die Atmosphäre im Gemeinschaftsraum so merkwürdig war. Und ich weiß jetzt auch, warum Stonehart mir diese Warnung gegeben hat, bevor wir eingetreten sind.

Wir befinden uns nicht einfach in irgendeiner abgeschiedenen Gemeinschaft. Wir sind in einer psychiatrischen Anstalt.

Was ist mit Paul passiert? Wie ist er hier gelandet? Und, am allerwichtigsten: Was ist sein Verhältnis zu Stonehart?

Ich schäme mich nicht dafür zuzugeben, dass ich in diesem Moment mehr Angst habe als je zuvor in meinem Leben. Selbst meine Gefangenschaft in der Dunkelheit, sogar die erste, während der ich noch nicht wusste, wer mein Entführer ist, lässt sich hiermit nicht vergleichen.

Es ist eine andere, bedrohlichere Art von Angst, die

mich jetzt umgibt. Die Art, wie Paul auf Stonehart reagiert, die Anrede, die er ihm gegeben hat, die Art, wie Stonehart mich hiermit überrascht, die Art, wie er mich hierher gelockt hat mit dem Versprechen eines Abendessens in der Öffentlichkeit und all diesem Mist über Vertrauen...

Ganz offensichtlich bedeutet das etwas. Genauso wie meine Gefangenschaft etwas bedeutet. Stonehart und ich haben eine gemeinsame Vergangenheit. Aber es ist eine, die nur ihm bekannt ist.

Das ist es, was mich am meisten ängstigt. Ich habe inzwischen gesehen, wie weit Stonehart gehen würde, um zu bekommen, was er will. Es gibt einen Grund, warum er mich ausgewählt hat, und ich bin mir sicher, dass ich diesen Grund schon bald erfahren werde.

Es ist nicht der Grund, der mir Sorgen bereitet. Es sind Stoneharts *Absichten*.

Ich sehe Paul vor mir, ein Geist meiner Vergangenheit, unterdrückt, unterwürfig, im Geist zerbrochen, und da

frage ich mich...

Bin ich als nächstes dran?

»Komm schon, Lilly.« Stoneharts Stimme befreit mich von meinen dunklen Überlegungen. »Probiere den Tee. Paul kann eine verdammt gute Tasse Tee zubereiten.«

Als Paul meinen Namen hört, bleibt er bewegungslos stehen. Ich höre, wie er heftig nach Luft schnappt.

»Lilly...«, sagt er wie versteinert. »Haben Sie gerade... Lilly gesagt?«

Mein Blick fliegt von Paul zu Stonehart. Der Mann neben mir hat einen Ausdruck völligen Triumphes auf seinem Gesicht.

»Sie haben richtig gehört, Paul«, bestätigt er. Seine Hand greift nach meinem Knie. »Das habe ich. Sie ist der Gast, den ich Ihnen heute mitgebracht habe.«

»Aber nicht...« Seine Hände hängen an seinen Seiten herunter. Sie zittern stärker als meine es getan haben, als er mir die unsichtbare Tasse Tee gereicht hat. »Lilly...

Ryder?«

Er erinnert sich an mich, denke ich.

»Doch«, sagt Stonehart. »Genau die.«

Ich kann spüren, wie er diesen Augenblick genießt.

»Ich habe Ihnen versprochen, dass Sie sie

wiedersehen würden, als ich Sie hier zurückgelassen habe. Erinnern Sie sich daran?«

»Das — das tue ich«, stottert Paul. Er dreht sich zu uns um. Sein Blick verweilt einen Augenblick auf mir, bevor er ihn wieder Stonehart zuwendet. »Natürlich tue ich das. Mich erinnern? Ha!«, lacht er. »Ich denke jeden Tag daran. Ich denke jeden Tag an *sie*. Aber ich... ich habe niemals so ein Geschenk erwartet. So ein prächtiges Geschenk. Da-danke. Danke, Dr. Telfair, Sir!«

Die Aufregung ist in Pauls gesamtem Verhalten deutlich zu erkennen. Er zittert förmlich vor Freude. Aber warum? Warum freut er sich so, mich zu sehen?

Und wenn er das tut, warum hat er mir dann immer

noch kein einziges Mal in die Augen geschaut?

»Ich halte alle meine Versprechen, Paul«, sagt Stonehart ruhig. »Egal, welcher Art von Menschen gegenüber ich sie abgebe.«

Paul zuckt bei diesem Kommentar zusammen. Ich kann eine Art versteckter Dynamik zwischen diesen beiden Männern spüren, die mich ängstigt. In diesem kleinen Raum zusammen mit Paul und Stonehart zu sein, ängstigt mich. Aber ich bin gefangen, genau wie ein Schmetterling in einem Netz.

Paul sieht noch einmal zu Stonehart hinauf. Nervös schießt sein Blick in meine Richtung. Mein Herz schlägt so kräftig, dass ich Angst habe, es wird aus meinem Brustkorb herausplatzen. Paul tritt vorsichtig einen Schritt nach vorn in meine Richtung. Dann macht er einen weiteren Schritt.

»Aber«, sagt Stonehart. Er klopft sich auf eine Seite seines Halses direkt unter seinem Ohr. »Vorsichtig jetzt.«

Paul hält umgehend an und erbleicht. Er wird sogar noch bleicher als zuvor. Seine Augen füllen sich mit Schrecken, als er Stonehart anschaut. Unbewusst greifen seine Hände an seinen eigenen Hals.

Er schluckt und zieht den Rollkragen seines Pullovers mit einer besorgten Bewegung hinunter.

Dann sehe ich es. Unter seinem Pullover sehe ich...

Ein dünnes, schwarzes, saumloses Stück Plastik.

Genau wie meines.

Ich schnappe nach Luft. Mein Verstand wirbelt herum. Ich fühle mich schwach.

Paul trägt auch ein Halsband. Ich bin nicht der erste Mensch, dem Stonehart dies angetan hat.

Für den Fall, dass Stonehart meine Reaktion bemerkt, zeigt er es nicht. Er fährt einfach fort zu sprechen, die Zügel fest in der Hand, als wäre dieses das normalste Treffen der Welt.

»Wussten Sie, dass heute Weihnachten ist, Paul?«,

fragt Stonehart. »Hat man Ihnen das hier drinnen gesagt? Können Sie die Zeit überblicken?«

»Weihnachten«, wiederholt Paul, wobei seine Worte erschreckend hohl klingen. »Ja. Ja, natürlich kann ich das.«

»Es ist üblich, bei dieser Gelegenheit Geschenke auszutauschen«, sagt Stonehart. »Haben Sie etwas für mich vorbereitet?«

»Ich — ja, ja. Das habe ich. Ich habe etwas für Sie.« Er dreht sich von uns weg und eilt zu seinem Schreibtisch. Er öffnet die oberste Schublade und durchsucht sie, wobei er die ganze Zeit über vor sich hinhurmelt und seinen Kopf schüttelt. Er schließt sie mit einem lauten Knall und verfährt ähnlich mit der Schublade darunter.

Die Geräusche, die er macht, verstärken sich, werden lauter und ärgerlicher, bis sie plötzlich ohne irgendeine Vorwarnung verstummen. Er atmet lange, zufrieden und erleichtert aus und wiegt etwas beschützend in seinen

Armen. Dann richtet er sich gerade auf und dreht sich um.

»Nun, lachen Sie nicht«, sagt er. Er sieht nur Stonehart an. Seine Worte sind nur an Stonehart gerichtet. Nach der beiläufigen Warnung ist es so, als würde ich für ihn nicht mehr existieren. »Ich habe es extra für Sie gemacht. Ich hatte das Gefühl, ich würde Sie schon bald wiedersehen.« Er kichert. »Und meine Vorahnungen erfüllen sich immer.«

Nur, dass Paul nichts in der Hand hält. Seine Arme sind leer. Behutsam nähert er sich Stonehart nur ein kleines bisschen und reicht ihm das unsichtbare Geschenk.

»Nun«, sagt Stonehart. »Vergeben Sie mir, dass ich frage, Paul, aber ich bin mir nicht ganz sicher, was das ist.«

Paul sieht schockiert aus. »Es ist ein Weihnachtspullover«, sagt er abwehrend. »Sehen Sie nicht das Muster? Ich habe es extra für Sie auf die Vorderseite genäht.«

»Ah«, lächelt Stonehart. »Es tut mir leid. Ich muss ihn

falsch herum gehalten haben.«

»Nun. Sehen Sie zu, dass Sie das nicht tun, wenn Sie ihn anziehen, Sie Dummerchen, Sie!«, kichert Paul. Das schreckliche Gefühl in meinem Magen wächst nur noch weiter. Paul ist zerbrochen. Er ist vollkommen und total zerbrochen.

»Probieren Sie ihn doch bitte an«, drängt Paul. »Ich möchte sehen, wie er Ihnen steht.«

»Nun gut.« Stonehart stellt sich hin. »Lilly, würdest du bitte meine Jacke für mich halten?« Er beginnt, die Knöpfe zu öffnen. »Ich möchte nicht, dass mein Smoking zerknittert.«

Ich starre ihn an, während fast jede einzelne Zelle meines Körpers erbebt. Stonehart ist verantwortlich für Pauls Zustand. Dessen bin ich mir sicher.

»Nein«, sage ich trotzig und verärgert. »Ich weigere mich, noch länger ein Teil dieser Farce zu sein. Nicht bevor du mir erklärst, was hier vor sich geht!«

Stonehart stößt fauchend einen Fluch aus. Pauls Augen weiten sich. Und dann passiert etwas Unglaubliches.

Paul bricht auf dem Boden zusammen und fängt an zu weinen.

Stonehart ergreift meinen Ellbogen und reißt mich hoch. Sein Griff ist fest genug, um einen blauen Fleck zu hinterlassen. Ich versuche, mich aus seinem Griff zu lösen, aber er ist so viel stärker als ich. Seine Augen brennen vor Zorn.

Er geht mit mir zu Tür, wobei er einen großen Bogen um Paul herum macht. Er hält sein Handgelenk an den Magnetstreifen. Der eingebaute Scanner liest seinen biometrischen NFC-Chip, und der Mechanismus öffnet die Tür.

Er stößt sie auf und schiebt mich hindurch. Bevor er die Tür schließt, dreht er sich zu Paul und knurrt: »Reißen Sie sich zusammen.«

Wir stehen im Flur, als Stonehart sich zu mir dreht. Er

sieht erbost aus. Außer sich vor Wut. Dies ist schlimmer als es war, nachdem er die Taube gefunden hatte.

Er öffnet seinen Mund, um zu sprechen — oder viel wahrscheinlicher, um zu schreien — und schließt ihn dann wieder. Er nimmt einen Atemzug. Er atmet durch die Nase ein und durch den Mund aus.

Und das genügt ihm, um seine Fassung wiederzuerlangen. Seine Augen brennen immer noch, aber seine Worte sind eiskalt.

»Hast du nicht gemerkt«, sagt er zu mir, »wie *heikel* Pauls Zustand ist?«

»Hast du das getan?«, platze ich heraus. Ich bin nicht in der Lage, mich so wie er selbst zu kontrollieren, und ich habe auch keine jahrelange Erfahrung damit, meine Emotionen zu verbergen. Ich weiß nur, dass meine wie ein wildes Feuer lodern. »Hast du ihm das angetan? Ist er *deinetwegen* so?«

Zumindest hat Stonehart den Anstand, geschockt

anzusehen. Nur für einen kurzen Augenblick und gerade lang genug, sodass nur ein scharfer Beobachter es bemerken kann, aber er reagiert auf meine Anschuldigung. Vielleicht befindet sich unter seiner Maske trotz allem noch eine Spur von Menschlichkeit.

»Nein, Lilly«, höhnt er. »Welche Macht du mir auch immer zuschreibst, du lässt deine Vorstellungskraft zu weit schweifen. Das kann ich einem Mann nicht antun.«

Lügner! möchte ich am liebsten schreien. Ich *weiß* einfach, dass Stonehart verantwortlich ist. Es ist ein Wissen, das ich tief in mir drinnen trage, in den tiefsten Abgründen meiner Seele.

Stattdessen drehe ich den Spieß um. »Warum hast du mich hierher gebracht?«, will ich wissen. »Warum hat Paul so reagiert, als du meinen Namen genannt hast? Warum hat er Angst, mich anzuschauen?«

»In unserem gemeinsamen Freund wurden sorgfältig gewisse Angewohnheiten verwurzelt«, erklärt Stonehart

mir ehrlich. »Respekt und Gehorsam sind zwei von ihnen. Das ist der Grund, warum er dich ohne meine ausdrückliche Erlaubnis nicht anschauen wird. Und seine Reaktion? Ich hatte gehofft, dass er dir das selbst erklären könnte. Nun, wer weiß, wie lange es dauern wird, bis er sich wieder erholt.«

Stoneharts Blick bohrt sich in mich hinein. Er fordert mich zu einem Kampf heraus. Ich weiß, dass er nicht will, dass ich kleinlaut bin, nicht, wenn ich ganz offensichtlich so aufgebracht bin.

»Na und?«, keife ich. »Du hast mich nicht gewarnt. Du hast mir keinen Hinweis darauf gegeben, wie ich mich verhalten soll. Trotz all deiner *Planung*, Jeremy, sieht es dieses Mal so aus, als wären die Dinge nach hinten losgegangen.«

Ein dünnes Lächeln breitet sich auf seinen Lippen aus. »Glaubst du das wirklich? Dass ich es zulassen würde, dass eine kleine Hürde wie diese dem im Weg steht,

weswegen ich hierhergekommen bin? Nein, Lilly. Wir werden bei Paul heute Abend alles erreichen, was ich beabsichtige. Allerdings werden wir uns durch deinen kleinen Ausbruch in seinem Zimmer ein wenig verspäten. Es ist möglich, dass wir das Abendessen verpassen.«

»Oh, ist das immer noch geplant?«, schnauze ich ihn an. »Es fällt mir schwer zu glauben, dass deine größte Sorge darin besteht, eine einzige Mahlzeit zu verpassen. In der Tat glaube ich nicht einmal, dass du überhaupt ein Abendessen geplant *hattest*. Du hast mir das nur erzählt, damit ich mich entspanne, sodass ich komplett überrascht würde, wenn du mich stattdessen hierher bringst.« Ich starre ihn an. »So ist es doch, oder nicht, Jeremy? Ich bin nicht blind oder taub. Ich bin auch nicht dumm. Ich weiß, wie viel dir diese kleinen Psychospiele bedeuten. Du gehst darin auf, andere zu kontrollieren und zu manipulieren. Normale menschliche Kontakte sind dir fremd. Ich weiß genug, um zu verstehen, dass du nicht in

der Lage gewesen wärest, einen Giganten wie Stonehart Industries aufzubauen, wenn du einfach nur ein normaler Mann wärest.«

Mein Herz rast. Blut pocht in meinen Ohren. Mein gesamter Körper ist angespannt und angefüllt mit einer Mischung aus Adrenalin, Zorn, Trotz und... Mut.

Es ist Mut, der mir gestattet, auf diese Weise mit ihm zu sprechen. Paul dort drinnen zu sehen, zu sehen, was für eine traurige Kreatur aus ihm geworden ist, hat meine gesamte Entschlossenheit wieder zurück an die Oberfläche gebracht. Ich *werde* Stonehart herausfordern. Ich *werde* mich rächen. Ich werde dafür sorgen, dass er einsieht, dass er sich, verdammt nochmal, das falsche Mädchen ausgesucht hat, wenn er nach einem passiven Opfer für seine Grausamkeit gesucht hat.

Die einzige Art, die ich kenne, um ihn zu berühren, besteht darin, dafür zu sorgen, dass er das auch so sieht. Ihm gegenüber seine Handlungen und seinen eigenen

Charakter ohne eine rosarote Brille deutlich zu machen. Dafür zu sorgen, dass er alles, was er getan hat, aus dem Blickwinkel eines anderen sieht.

»Und du bist nicht normal, Jeremy«, beschuldige ich ihn, wobei jedes meiner Worte vor Gift nur so trieft. »Du bist ein Monster. Ein Soziopath. *Du* solltest in diesem verdammten Zimmer sein —«, ich reiße eine Hand hoch, um mit einem Finger auf die Tür zu zeigen, »— nicht Paul.«

Nebenbei bemerkt, erträgt Stonehart meinen Wortschwall, ohne dass ein Schimmer von Emotionen auf seinem Gesicht erscheint. Sein Pokerface ist wieder da, was es unmöglich macht, seine Gedanken zu lesen.

Ich fordere ihn heraus und warte darauf, dass er etwas sagt. Ich warte darauf, dass er antwortet. Ich warte darauf herauszufinden, was die Bestrafung für mein schlechtes Benehmen sein wird.

»Also«, sagt er nach einem endlosen, langen,

angespannten Augenblick. »Endlich scheinst du einige meiner besseren Qualitäten schätzen zu lernen.« Sein Mundwinkel verzieht sich zu einem schiefen Lächeln. »Ich habe mich schon gefragt, wie viel länger es dauern wird.«

Mir klappt die Kinnlade herunter. Es gibt keine Explosion. Keinen gewalttätigen Ausbruch. Ich habe Stonehart gerade mit den giftigsten Worten angegriffen, die mir in den Sinn kamen, und seine Antwort ist...

Belustigung?

»Was...«

Er hebt einen Finger. Nur einen, aber die Einfachheit dieser Bewegung spricht lauter als Worte. Ich verstumme.

»Fordere dein Glück nicht heraus«, warnt er mich. »Ich möchte, dass du die nächste Minute damit verbringst, dich wieder zu sammeln. Dann können wir es wagen, wieder dort hineinzugehen. Und Lilly? Sei vorsichtig. Warte, bis wir *draußen* sind, bevor du wieder deine Meinung von dir gibst.«

Ich kneife meine Augen zusammen. Was will er damit andeuten?

»Ich werde dort nicht wieder hineingehen«, sage ich und verschränke meine Arme. »Ich —«

»Zweitens.« Stoneharts Stimme ist sanft und gleitet durch meinen Protest hindurch wie eine eisige Klinge. Er hebt einen zweiten Finger. »Ich bin dir gegenüber sehr großzügig gewesen, Lilly-Blume. Als Beweis meiner neuen guten Absichten. Aber wenn du beabsichtigst, meine Wünsche heute Abend ein drittes Mal in Frage zu stellen... wird das Ergebnis sehr unangenehm sein. Für uns beide. Ich möchte mit dir nicht wieder Rückschritte machen. Ich hasse es, meine Zeit zu verschwenden.«

Er tritt einen großen, bedrohlichen Schritt auf mich zu. Es kommt mir so vor, als sollte ich weglaufen, aber meine Füße sind wie im Boden verankert.

Ohne Vorwarnung schießt seine Hand nach vorn und greift in mein Haar. Er reißt mich an sich heran, legt seine

andere Hand auf meinen Hintern und küsst mich.

Ich versuche, mich zu lösen, doch er hat einen stählernen Griff. Sein Kuss ist scharf, kompromisslos und erhitzt.

Nach nur einigen wenigen Augenblicken lässt er mich los. Ich taumele zurück und schwanke von diesem Angriff.

»Mein Gott«, haucht er. »Du weißt, wie sehr ich es liebe, diesen Zunder in dir zu sehen, Lilly. Niemand anderes irgendwo in meinem Leben gibt mir das.«

Ich bin verärgert und drehe mich weg, aber ich kann nicht so tun, als hätte mich das Ganze absolut unberührt gelassen. Obwohl ich mich dagegen gewehrt habe, hat dieser Kuss auch etwas in mir ausgelöst.

Ich vermute, dass Leidenschaft am größten ist, wenn die Emotionen erhitzt sind. Ich werde mich bemühen, das in der Zukunft nicht zu vergessen.

Nachdem er mir ein wenig Zeit gegeben hat, um mein Haar wieder zu ordnen, tritt Stonehart an die Tür.

»Bereit?«, fragt er. »An meine Seite, Lilly. Jetzt.«

Ich vermeide es, ihn anzuschauen, als ich zu ihm hinübergehe.

»Gut«, sagt er und lehnt sich dann nahe an mein Ohr heran. »Gehorsam ist gut, wenn du weißt, dass er nötig ist. Wir werden noch einmal eintreten. Und dieses Mal überlege dir, was du sagst.«

Er lässt sein Handgelenk neben der Klinke heruntergleiten, das Schloss öffnet sich, und er führt mich hinein.

Paul... sitzt auf dem Bett und schaut von uns weg, genauso wie beim ersten Mal, als ich ihn sah. Nichts im Zimmer deutet auf das hin, was hier erst vor kurzem geschehen ist. Das Bettlaken wurde geglättet, wo Stonehart und ich gesessen haben.

»Paul«, sagt Stonehart. »Sie dürfen aufstehen und Ihre Gäste begrüßen.«

Paul stellt sich hin. Die Bewegung hat eine gewisse

Steife an sich. Er dreht sich um und starrt uns an. Seine Augen sind wieder leer.

»Paul«, lockt Stonehart. »Es ist gutes Benehmen, hallo zu sagen.«

»Hallo«, wiederholt er, genauso lustlos und hohl wie zuvor.

»Und sich für Ihr vorheriges Benehmen zu entschuldigen.«

Pauls Blick richtet sich auf den Boden. »Es tut mir leid.« Er atmet tief ein. »Es tut mir leid, dass Sie das mitbekommen mussten.«

»Es ist vergeben!«, verkündet Stonehart. Bei seinen Worten schaut Paul erneut nach oben, erwartungsvoll wie ein frisch trainierter Welp.

»Werden Sie uns bitten, Platz zu nehmen?«

»Oh! Ja, ja. Bitte. Bitte. Setzen Sie sich!« Paul tritt einen Schritt vom Bett weg, um uns Platz zu machen.« Ich fürchte, ich habe Sie nicht noch einmal erwartet, Dr.

Telfair. Ich habe kein Wasser erhitzt. Wir werden darauf warten müssen, dass das Wasser kocht...«

Er verliert sich und verdreht seine Hände. »Das ist wahrscheinlich auch kein gutes Benehmen«, murmelt er verschämt.

»Machen Sie sich darüber keine Sorgen. Lilly und ich werden nicht lange bleiben.«

»Lilly?«, wiederholt er und klingt erstaunt. »Lilly ist hier?«

»Ja, Paul. Das ist sie.«

»Darf ich... darf ich sie sehen?«

Stonehart nickt unmerklich. »Das dürfen Sie.«

Und zum ersten Mal wendet Paul seinen Blick in meine Richtung. Er schaut mich an. Wirklich mich.

»Lilly«, sagt er. Mein Name klingt fast wie ein Gebet auf seinen Lippen. Er tritt auf mich zu und berührt mit einer zitternden Hand meine Wange. Er hat Tränen in den

Augen.

»Meine Tochter.«

Kapitel Neun

Ich weiche zurück und entziehe mich seiner Berührung.

»Was?«, stammele ich. »Worüber redest du da? Jeremy, worüber redet er...«

Der Rest meiner Worte bleibt mir im Halse stecken, als ich Stonehart neben mir anschau. Er sitzt aufrecht, stolz und triumphierend. Seine Augen glänzen mich dunkel an, und das selbstgefällige, wissende, zufriedene Lächeln, das seine Mundwinkel umspielt, sagt mir alles, was ich wissen muss.

Paul sagt die Wahrheit.

Plötzlich wird es schwierig zu atmen. Meine Brust zieht sich zusammen, und ein schreckliches, ekelerregendes Gefühl breitet sich in meinem Magen aus.

Die Welt um mich herum vernebelt sich. Die Lichter

im Zimmer werden zu undeutlichen, nicht identifizierbaren Punkten in einer sich ausbreitenden Dunkelheit. Mein Verstand zieht sich zurück und vergräbt sich irgendwo weit weg. Irgendwo sicher und fern und weit, weit weg.

Ein lebloses Grau beginnt, mich wie eine warme Decke zu umfassen. Es bietet mir eine Fluchtmöglichkeit. Es bietet mir Sicherheit.

Aber ich kann mich nicht zurückziehen. Nicht jetzt. Ich bin stärker als das. Ich muss es sein.

Ich bringe alle Willenskraft auf, die ich besitze, um meinen Weg zurück zur Oberfläche hinaufzuklettern. Flutwellen und Strömungen all der starken unterdrückten Emotionen drohen, mich wieder hinunterzuziehen. Aber ich kämpfe mich durch sie hindurch.

Schließlich sind meine Augen wieder in der Lage, sich zu konzentrieren. Ich bin zurück in diesem kleinen, klaustrophobischen Zimmer.

Stonehart spricht.

»...gemäß unserer vorherigen Vereinbarung. Mir wurde gesagt, dass Sie sich sehr gut führen, Paul. Betrachten Sie dies als die Erfüllung meines Versprechens an Sie, als das letzte Zeichen für gutes Benehmen, das Sie von mir erhalten werden.«

Mir kommt die Galle hoch. *Stonehart gibt Paul auch Zeichen?*

Paul nickt eifrig. »Natürlich. Natürlich! Ich verstehe. Ich habe nur nicht erwartet, Lilly zu sehen... meine heißgeliebte Lilly...«

Tränen beginnen wieder, ihm in die Augen zu steigen. »Wie?«, flüstere ich. »Ich meine, du... du bist wirklich... mein Vater?«

»Ja«, sagt er durch Freudentränen hindurch. »Ja, Lilly. Das bin ich!«

Die Enge in meiner Brust droht wiederzukehren. »Wo warst du?«, bringe ich heraus. »Als ich aufgewachsen bin. Als ich alleine war. Wo warst du?«

»Es tut mir so leid«, sagt Paul. Er sinkt auf seine Knie. »Es tut mir alles so leid, Lilly. Alles, was ich getan habe. Alles, was ich dir nicht gegeben habe.«

Eine weitere Veränderung überkommt Paul. Nun ist es so, als wäre *ich* der einzige Mensch im Zimmer für ihn. Stonehart könnte genauso gut nicht existieren.

Warum befindet er sich nur in so einem zerbrechlichen geistigen Zustand? frage ich mich benommen. *Was ist in den zehn Jahren mit ihm passiert, seitdem ich ihn das letzte Mal gesehen habe?*

»Du hast mich einmal gerettet«, sage ich fast atemlos. »In dem Sommer im Wald.«

»Du erinnerst dich!«, haucht Paul. »Gott segne dich. Du erinnerst dich!«

»Warum hast du mir nicht gesagt...« Meine Stimme ist heiser vor Anstrengung, all die Emotionen zu kontrollieren. »Warum hast du mir nicht gesagt, wer du bist? Du hast mich immer ignoriert! Während des

gesamten Sommers in der Hütte hast du mich ignoriert! Warum hast du mich immer...«, es klingt fast wie ein Schluchzen, »...immer ignoriert?«

»*Lilly*.« Stoneharts Stimme lässt mich meine Aufmerksamkeit auf ihn richten. »Erinnerst dich an das, was ich gesagt habe? Es besteht kein Grund zu weinen. Paul wird deine Fragen beantworten, solange ich es gestatte.«

Ich werfe ihm ein boshafes Glitzern zu. *Solange er es gestattet?* Der Mann hat mein Leben schon wer weiß wie lange aus dem Hintergrund heraus manipuliert. Und *jetzt* hat er den Nerv, sich *hier* einzumischen?

»Erzählen Sie weiter, Paul«, sagt Stonehart. »Ihre Tochter verdient es, Antworten zu bekommen.«

»Es war eine Vereinbarung.« Pauls Blick nimmt einen weit entfernten Ausdruck an, als er in die Vergangenheit eintaucht. »Eine Vereinbarung, die ich mit deiner Mutter geschlossen habe. Ich bin kein guter Mensch, Lilly. Ich

habe mein Leben in Sünde verbracht. Fleischliche Versuchungen haben mich immer angezogen. Ich war machtlos gegen ihren Reiz. Ihre Faszination.«

Er atmet tief ein. »Als du geboren wurdest, hatte ich ein... ein Drogenproblem. Deine Mutter setzte mir ein Ultimatum: entweder unsere Familie oder die Drogen. Ich traf die falsche Entscheidung. Ich habe dich verlassen, meine einzige Tochter, den einzigen Lichtblick in meiner Welt, das einzige, was ich jemals hätte wertschätzen sollen, da ich schwach war. Ich wusste nicht, welchen Preis ich für diese Wahl würde bezahlen müssen.

Aber deine Mutter... ist eine großzügige Frau. Bei weitem zu großzügig. Sie hatte schon immer ein großes Herz, Lilly.

Die Jahre vergingen. Und es dauerte ganze zehn Jahre, nachdem du geboren warst, bis ich einsah, was für einen Fehler ich gemacht hatte. Ich kroch auf Händen und Knien zu deiner Mutter zurück und bat sie, mich wieder

aufzunehmen, und bat sie, mir zu gestatten, dich zu sehen.

Und weißt du, was sie getan hat? Weißt du, was diese unglaubliche, verblüffende, wunderbare Frau getan? Sie hatte Mitleid mit mir. Was für eine großartige Frau sie war. Sie nahm mich wieder auf, aber nur unter einer Bedingung: Dass ich mich dir nicht zu erkennen geben würde, bis ich einhundertprozentig nüchtern war.«

Tränen beginnen, sich in meinen Augen zu sammeln. Pauls Worte sind so herzlich, so ehrlich, dass es absolut unmöglich ist, dass sie den Hirnspinnweben eines Wahnsinnigen entspringen.

Er ist *wirklich* mein Vater. Das ist keine Einbildung wie der Wasserkocher.

»Du siehst also«, sagt er und rückt ein wenig näher an mich heran, um meine Hand in seine zu nehmen, »du siehst, das ist der Grund, warum die Dinge so waren wie sie waren. Das ist der Grund, warum ich es dir nicht früher sagen konnte. Und in dem Sommer? Der Sommer,

den wir in der Hütte verbrachten? Ich war schon sehr nahe dran, Lilly. Ich war sechs Wochen lang nüchtern gewesen. *Acht* war der Meilenstein, den deine Mutter mir gesetzt hatte. Wenn ich es schaffte, zwei volle Monate lang keinen Alkohol zu trinken, durfte ich dir sagen, wer ich bin. Zum ersten Mal könnten wir eine Familie sein.

Aber...«, er nimmt einen zitternden Atemzug, »aber als du die ganze Nacht verschwunden warst, hatte ich große Angst. Nachdem ich dich gefunden hatte, hatte ich einen Rückfall. Deine Mutter nahm dich und ging. Du kannst ihr nicht böse sein, Lilly. Du *darfst* es nicht. Sie tat es nur, um dich zu beschützen. Verstehst du das nicht? Sie kannte mich besser als ich mich selbst. Sie wusste, dass ich nicht stark genug war, der Versuchung zu widerstehen, die mein gesamtes Leben definiert hatte. Sie wollte nicht, dass du das herausfindest, denn sie wollte nicht, dass du darunter leiden würdest, wenn ich dich unvermeidlich enttäuschen würde. Wenn ich dir mein wahres Ich zeigen

würde.«

Er hört auf zu sprechen. Ich starre ihn einfach nur benommen an. Diese fantastische Geschichte... ergibt einen Sinn. Das Verhalten meiner Mutter nach der Trennung von Paul ergibt einen Sinn. Die Lügen, die sie mir hinterher über ihn erzählt hat, ergeben einen Sinn. Die falschen Erinnerungen, die sie erfolgreich in meinem Verstand einpflanzte, ergeben einen Sinn.

Das war ihre Art, mit der Situation fertig zu werden. Sie war diejenige, die geschützt werden musste, nicht ich. Paul mit all seinen Fehlern war so viel besser als all die anderen Freunde, die sie hatte. Mehr als das. Er war der Vater ihrer Tochter. Die Hoffnung, dass die Dinge anders sein würden, war der Grund, warum sie ihn zurücknahm. Und die alles vernichtende Enttäuschung, als ihr klar wurde, dass er immer noch der gleiche Mensch war, war der Grund, warum sie dem Alkohol verfiel.

Es ist ironisch, dass das, was Paul von mir fern hielt,

am Ende das gleiche war, was meine Beziehung zu ihr zerstörte.

»Aber jetzt...«, ein furchtsames Lächeln breitet sich in Pauls Gesicht aus, »aber jetzt sind wir wieder vereint, meine heißgeliebte Lilly. Dank Dr. Telfair. Es ist schon mehr als fünf Jahre her, dass ich meinen letzten Drink hatte. Wusstest du das? Er hat mir versprochen, dass ich dich sehen könnte, wenn ich meine Sünden bereuen würde. Seitdem habe ich von nichts anderem mehr geträumt. Und nun, heute...«, seine Tränen fließen nun frei seine Wangen hinunter, »bist du hier.«

Er unterdrückt ein Seufzen. »Ohne Dr. Telfair hätte ich es nicht geschafft. Ich verdanke ihm alles.« Paul wirft Stonehart einen kurzen Blick zu. Er ist voll von ungezügelter Bewunderung. »Er ist ein großartiger Mann. So großartig wie deine Mutter. Er hat mich gerettet. Ich verdanke ihm mein Leben. Und nun...«, er führt seine Hände an meine Wangen, »...verdanke ich ihm auch meine

Tochter.«

Das ist nicht alles, was du ihm verdankst. Ich denke an das Halsband. An Pauls Halsband. An mein eigenes.

»Ich denke, das genügt«, unterbricht Stonehart. Paul zuckt zusammen. »Lilly, wir haben noch ein Abendessen vor uns. Wenn wir weiterhin die Absicht haben, die Reservierung wahrzunehmen, können wir nicht länger warten.«

Er steht auf. Paul zieht sich fast furchtsam zurück.

Mein Vater denke ich verschwommen. Was hat Stonehart dir angetan?

In diesem Augenblick durchfährt mich die gewaltigste Absicht, die ich jemals empfunden habe. Ich werde Stoneharts Beweggründe herausfinden. Ich werde dafür sorgen, dass er vor mir niederkauert. Ich werde ihn zum Zittern bringen. Ich werde alles zerstören, was ihm wichtig ist.

Nicht für mich. Nicht für mich selbst. Nicht einmal

aus Rache.

Aber für Paul.

Kapitel Zehn

Zurück in der Limousine scheint Stonehart sehr, sehr zufrieden mit sich zu sein.

»Du bist schrecklich ruhig«, bemerkt er.

»Ich denke nach«, schnappe ich.

Alles was passiert ist, nachdem wir Paul verlassen haben, verschwimmt in meinem Kopf. Ich kann mich kaum an den Weg aus dem Gebäude heraus erinnern. Ich könnte nicht sagen, ob es irgendein Zusammentreffen mit dem Personal gegeben hat.

Aber eines fiel mir auf. Wir haben das Gebäude nicht auf dem Weg verlassen, auf dem wir es betreten haben. Dieses Mal führte Stonehart mich durch einen Raum, der ganz offensichtlich der Haupteingang war — der Haupteingang für Gäste und Besucher. An der Wand sah ich den Namen der Einrichtung:

Cedar Woods Academy.

Darunter befand sich eine Liste mit all den bedeutenden Spendern. Es war keine Überraschung für mich, dass Stonehart Industries diese Liste anführte.

Die Offenbarung, dass Paul mein Vater ist, hätte eine größere Auswirkung auf mich haben sollen. Aber nach allem, was ich erlebt habe, nach allem, was ich gesehen habe, glaube ich, dass ich eine Art Immunität gegen solche Überraschungen entwickelt habe.

Und außerdem ist es nicht das, was mich am meisten beschäftigt. Ein großes — ein riesiges — Teil des Puzzles wurde aufgedeckt. Aber der Hauptteil des Mosaiks ist immer noch von Schatten verdeckt.

Es ist offensichtlich, dass Stonehart auf irgendeine Weise mit mir verbunden ist. Mit Paul. Meiner Mutter?

Eine Welle der Angst überkommt mich. Bin ich dabei herauszufinden, dass sie auch ein Opfer des Wahnsinns dieses Mannes ist?

»Meine Mutter«, beginne ich...

»— Hat nichts mit dem hier zu tun«, sagt Stonehart.

Seine grausamen Augen reflektieren die Weihnachtslichter von draußen und erscheinen rot wie die eines Dämonen.

»Siehst du es nicht, meine Lilly-Blume, meine liebe Lilly?

Die einzigen Menschen, die mir im Moment etwas bedeuten...«, er spreizt seine Hände, »...befanden sich direkt dort in dem Zimmer.«

Sein Lächeln verweilt einen langen Augenblick. Dann fügt er hinzu: »Wenn du an weitere Zusammenkünfte denkst, nun, du solltest so schnell keine weiteren erwarten.«

»Paul sprach dich mit einem anderen Namen an. Dr. Telfair. Warum?«

»Ist das nicht offensichtlich? Er glaubt, dass ich das bin.«

»Warum, Jeremy? Was hat Paul mit all dem zu tun? Mit überhaupt irgendetwas von diesem?«

Ich zögere für den Bruchteil einer Sekunde und denke über die Notwendigkeit meiner nächsten Frage nach. Sie steht in direktem Widerspruch zu den Regeln, die er während unseres ersten Treffens festgelegt hat.

Ich stelle sie trotzdem.

»Was habe *ich* mit all dem zu tun?«

Stonehart lacht. »Nun, nun«, sagt er. »Du glaubst doch wohl nicht, dass ich das Geheimnis so einfach aufklären werde, oder? Alles zu seiner Zeit, Lilly. Wenn alle Figuren sich in Position befinden... Wenn die Schauspieler bereit sind und die Bühne vorbereitet ist... Wird alles enthüllt.«

»Du willst, dass ich Angst habe, oder?«, flüstere ich. Ich spreche nicht leise, weil ich Angst habe, sondern aus fester Entschlossenheit. »Für dich geht es nur um Macht und Kontrolle. Es geht nur um diese verdammten Psychospiele. Du hast mich im Dunkeln gelassen, weil es dir Freude bereitet, mich zu verunsichern.« Mit jedem Satz

wird meine Stimme fester und fester. »Du hast es getan, um mir zu zeigen, wie mächtig, wie stark und wie gerissen du bist. Oder nicht, Jeremy? Aber ich kenne deine Schwäche. Ich weiß, was du wirklich willst. Du sehnst dich nach Aufmerksamkeit. Alles, was du mit deinem Leben gemacht hast, ist daraus entstanden, oder nicht? Du hast mir von deinen Brüdern und deinem Vater erzählt. Du hast mir erzählt, wie er dich ignoriert hat, wie du wieder und wieder übersehen wurdest. Zu Beginn hatte diese Geschichte keine Bedeutung für mich, weil ich dich zu dem Zeitpunkt noch nicht so kannte wie jetzt.

Aber jetzt ist das anders. Ich habe dein wahres Gesicht gesehen. Dominanz und Manipulation geben dir einen Nervenkitzel. Aber ich kenne dein Geheimnis. Du *musst* beachtet werden. Du *musst* eine Vorstellung geben.

Zur gleichen Zeit hast du Angst. Angst davor, die Kontrolle zu verlieren, Angst davor, nicht diese Aufmerksamkeit zu bekommen. Das ist der Grund, warum

das hier —«, ich ziehe ärgerlich an meinem Halsband, »— so eine große Bedeutung für dich hat. Das ist der Grund, warum du sagst, dass du mir vertrauen willst, aber keine Anstalten machst, mir das Halsband abzunehmen. Da es mein Benehmen sicherstellt.«

Ich lache fast hysterisch. »Natürlich tut es das. Natürlich! Und wie einfach muss das für dich sein. Du drückst nur einen Knopf auf deinem Handy, und dein armes Sklavenmädchen fällt mit einem Anfall zu Boden. Natürlich bekommst du dann von mir, was du willst. Du hast dein Publikum. Denn in Wirklichkeit...«, ich starre ihn entschlossen an, »...wem sonst dürfte es gestattet sein zu bezeugen, was du mir antust, wenn nicht dem Opfer selbst?«

Stonehart sagt während meines jüngsten Wortschwall's nichts. Als ich fertig bin und heftig atme, greift er einfach nur in seine Tasche und holt sein Handy hervor.

Mein Innerstes zieht sich zusammen. Mich überkommt

ein schreckliches Gefühl der Angst. Nun habe ich es geschafft. Nun bin ich zu weit gegangen. Jeden Augenblick wird der Stromschlag kommen, und der schrecklichste Schmerz, den man sich vorstellen kann, wird mich verzehren...

»Du glaubst, du verstehst mich, Lilly?«, fragt Stonehart. Er hebt seinen Blick, um mich anzuschauen, und spricht leise. »Du denkst, ich will dass du Angst vor mir hast?

Nein. Da irrst du dich. Ich will nicht, dass du Angst vor mir hast. Ich will, dass du Angst vor dem hast, was ich *tun* kann.«

Ein Geräusch von rechts lässt mich hochschrecken. Mein Herz rast, als ich hinüberschaue. Ein kleiner LCD Fernsehbildschirm senkt sich von seinem Versteck über mir ab.

»Es ist nur ein kleiner Unterschied, Lilly, aber ich werde ihn dir demonstrieren. Schau dir das an.«

Der Bildschirm schaltet sich ein. Er zeigt Pauls Zimmer.

Es gibt keinen Ton. Aber ich sehe, wie Paul in kleinen Kreisen umherwandert, mit seinen Händen gestikuliert und wie sein Mund sich bewegt, als würde er sich in einem angeregten Gespräch mit jemand anderem befinden.

»Dies ist übrigens live«, sagt Stonehart. Wie du sehen kannst, sorgt Pauls Geisteszustand dafür, dass er nicht in der Lage ist, sich regelmäßig mit den meisten der anderen Bewohner zu treffen. Die Ärzte verstehen seine Halluzinationen und seine Schizophrenie. Was sie aber nicht verstehen... sind die zuckenden Anfälle.«

Stonehart klopft auf sein Handy. Paul bricht umgehend auf dem Boden zusammen. Er rudert wild mit seinen Armen und Beinen hin und her. Sein Körper verkrampft sich durch den kraftvollen Stromschlag. Er schreit.

»Nein!«, schreie ich auf. »Nein! Nein! Hör auf damit! Nein, Jeremy! Nicht!«

»Nein?« Er schaut mich an und hebt eine Augenbraue.

Dann klopft er noch einmal auf sein Handy.

Paul liegt still da. Seine Brust hebt und senkt sich vor Erschöpfung.

Ich starre Stonehart entsetzt an. Nach dieser Vorstellung strömt Adrenalin durch meinen gesamten Körper.

»Oh, der nächste Teil wird dir gefallen«, sagt Stonehart. Er richtet seine Aufmerksamkeit wieder zurück auf den Bildschirm. »Genau... etwa... jetzt.«

Wie aufs Stichwort werden die Türen zu Pauls Zimmer aufgerissen. Drei uniformierte Angehörige des Personals eilen hinein. Sie bewegen sich mit geübter Effizienz. Zwei von ihnen ergreifen Paul und legen ihn aufs Bett. Er bekämpft sie, aber er hat keine Chance. Der dritte holt eine Einwegspritze hervor und sticht damit fest in Pauls Oberschenkel.

Pauls Bewegungen verlangsamen sich. Seine Augen

fallen zu, und er wird still.

Die Angestellten warten einen Augenblick, um sich zu vergewissern, dass das Beruhigungsmittel auch wirkt, und verlassen dann zusammen den Raum, wobei sie meinen Vater komatös und allein auf seinem Bett zurücklassen.

»Das Halsband ist ein Geschenk von Stonehart Industries an Cedar Woods«, erklärt Stonehart. Seine Stimme ist sanft und gibt überhaupt keinen Hinweis auf irgendwelche unterschwelligen Emotionen. »Es ist eigentlich ein recht geniales Gerät. Eine Erfindung von ZilTec. In seinem Inneren befindet sich ein winziges System von Gyroskopen, die es permanent mit Energie versorgen. Bewegungen jeder Art laden sie wieder auf. Es muss niemals abgenommen werden. Was es für die Angestellten von Cedar Woods sehr kostbar macht.

Sie glauben, dass es sie über Pauls momentanen Zustand informiert. Wenn er einen seiner...«, Stonehart reckt seinen Nacken von einer Seite zur anderen und zieht

den Satz in die Länge, »...unglücklichen Anfälle hat, ertönt ein kleiner Alarm, der ihnen sagt, dass sie zu ihm gehen müssen. Das Beruhigungsmittel ist nur zu seinem Besten, weißt du. Damit er sich nicht selbst wehtut, wenn er aufgeregt ist. Und selbstverständlich regt er sich nach einem seiner Anfälle immer ziemlich auf. Er beginnt, von geheimen Beobachtern und elektrischen Schocks zu schwafeln, aber, du weißt schon«, Stonehart zuckt mit den Schultern »das sind nur Symptome seiner Manie.«

»Monster«, fauche ich. »Du bist... unmenschlich.«

»Ich bin weder das eine noch das andere, Lilly. Ich bin einfach nur ein Mann, der weiß, was er will.« Der Bildschirm schaltet sich aus. »Du musst dir allerdings keine großen Sorgen machen. Der Zustand deines Vaters hat sich dramatisch verbessert. Nun, dies ist der erste Anfall nach fast einem Jahr.«

»Du versetzt ihm aus Spaß einen Schlag«, sage ich.

»Genau so, wie du es mit mir tust.«

»Nein, Lilly.« Die Worte verlassen auf eine harte und kompromisslose Weise seinen Mund. »Da irrst du dich. Ich habe kein Vergnügen daran, jemandem Schmerzen zuzufügen. Aber schlechtes Benehmen muss ausgelöscht werden, und dies ist der beste Weg dafür, den ich kenne.«

»Du bist krank.«

»Und du warst vor nur wenigen Stunden sehr von mir betört.« Er untersucht seine Fingernägel und vergräbt sich hinter einem Lächeln. »Sag mir, wer von uns beiden ist wirklich verdreht?«

Die Limousine hält in einer unscheinbaren Gasse im Herzen der Innenstadt an. Ich habe nicht einmal bemerkt, dass wir uns bereits in der Stadt befinden.

»Ah.« Stonehart schaut auf. »Es scheint, wir sind endlich da. Erinnere dich an das, was du gerade gesehen hast, Lilly, und denk daran, dass dein Verhalten in meiner Gegenwart nun Auswirkungen auf mehr als nur dich allein hat.«

Kapitel Elf

Das Abendessen ist eine verkrampte, angespannte Affäre. Die Aufregung, die ich zuvor verspürt hatte, ausgehen zu dürfen, wurde von allem, was vorher passiert ist, ausgelöscht.

Stonehart hatte Recht, als er gesagt hat, er hätte dafür gesorgt, dass ich keinen Versuchungen ausgesetzt werde. Die Empfangsdame begrüßt uns und leitet uns schnell an einer Wand weit weg von den anderen Besuchern entlang. Wir steigen eine Treppe hinauf, die mit einer Leine abgetrennt war, und kommen im ersten Stock an.

Dies ist ganz offensichtlich der teurere Teil des Restaurants. Die Einrichtung ist unglaublich luxuriös. Trübe Lichter und leise Musik sorgen für die perfekte Atmosphäre für Liebhaber, die ein wenig Abgeschlossenheit bevorzugen.

Außer, dass jeder einzelne Tisch auf diesem Stockwerk leer ist. Das hätte ich mir denken können.

Natürlich hat er für heute Abend den gesamten ersten Stock gebucht denke ich mir säuerlich.

Wir setzen uns an einen erhöhten Tisch, der sich in der Nähe eines riesigen Fensters befindet. Ich kann den Fluss unter uns und den mit Sternen übersäten klaren Himmel über uns sehen. Wenn ich auch nur etwas bessere Laune hätte, würde ich diese natürliche Schönheit bewundern.

Stonehart spricht mit dem Kellner. Ich höre nicht zu. Ein Glas Wein wird vor mich gestellt. Verbittert erinnere ich mich an das, was das letzte Mal passiert ist, als ich in einem Restaurant einen Drink von Jeremy Stonehart angenommen habe.

»Also, Lilly.« Stonehart schaut mich an, nachdem der Kellner gegangen ist. »Das ist für uns bisher eine sehr produktive Reise gewesen, findest du nicht?«

Ich werfe ihm einen Blick über den Tisch hinweg zu.

»Ich hasse dich«, stelle ich fest.

Er gluckst. »Ein verständliches Gefühl. Aber falsch, denke ich.«

»Nein«, entgegne ich. »Ich hasse dich wirklich.«

Stonehart lächelt hintergründig und lehnt sich zurück.

»Du findest mich faszinierend.«

»Hör auf, dir selbst zu schmeicheln.«

»Das muss ich nicht tun, wenn du das so gut für mich übernimmst. Du bist neugierig, Lilly. Wissbegierig. Du willst herausfinden, wie ich denke. Wende deine psychologische Ausbildung an. Sag mir, was du hier siehst. Deine Analyse auf der Fahrt hierher war recht fesselnd.«

»Ich muss überhaupt nichts in der Art tun«, sage ich.

»Oh, aber das musst du, süße Lilly. Hast du die Klauseln unseres Vertrages vergessen?«

Und da ist er wieder. *Der Vertrag*. Natürlich war er

nie verschwunden. Er war nur irgendwo im Hintergrund vergraben.

»Jetzt«, fährt Stonehart fort, »ist es genau das, worum ich dich bitte.«

»Fein. Du willst wissen, was ich denke? Ich denke, du bist manipulativ und sadistisch. Alles, was du mir gestern gesagt hast... die Dinge, die du mir erzählt hast, nachdem Rose und Charles gegangen waren... das waren alles Lügen, oder nicht? Lügen, die dazu gedacht waren, mich in Sicherheit zu wiegen. Sodass ich meine Deckung fallenlasse und für den Überraschungsbesuch, den du heute für mich geplant hattest, verwundbar wurde.

Denn das war der wahre Zweck dieser Reise, oder nicht, Jeremy? Es ging nicht darum, mir dein »Vertrauen« entgegenzubringen. Und es ging definitiv nicht darum, Reue zu zeigen. Es ging darum, mich nach Portland zu bringen... um mir Paul zu zeigen.«

Er neigt seinen Kopf leicht auf eine Seite und

betrachtet mich mit diesem dunklen, durchdringlichen Blick. Ich bin wirklich froh, dass der Tisch zwischen uns steht.

»Du hast Recht«, sagt er leise. »Der geplante Besuch von Cedar Woods hatte einen Einfluss auf mein Verhalten. Aber du kannst nicht meine Ehrlichkeit gestern mit dir anzweifeln. Die Dinge, die ich gestern Abend gesagt habe, sind wahr. Ich bin ein Mensch, der seine Versprechen hält. Ich würde dich nicht offen anlügen.«

»Irgendwie fällt es mir schwer, das zu glauben.«

»Dann weißt du sehr viel weniger über mich, als du annimmst.« Stonehart schaut hinaus aufs Wasser. »Also wirklich, Lilly, war diese Reise bisher wirklich unerträglich für dich? Ich habe dir gestattet, deinen Vater zu treffen. Ich habe dich mit in die Öffentlichkeit genommen. Ja, wir haben letzten Monat die Gala verpasst. Aber es wird in der Zukunft Gelegenheiten geben, das wiedergutzumachen.

Gestern habe ich dir erlaubt, den Sonnenraum zu verlassen. Heute habe ich dir einen noch nie dagewesenen Freiraum gewährt, deine Meinung kundzutun. Ich war bisher kein einziges Mal verärgert, obwohl mich viele deiner Kommentare ganz klar reizen sollten.

Nein, Lilly«, fährt er fort. »Ich habe dir die Wahrheit gesagt, als ich dir erklärt habe, dass ich deinen Mut schätze. Und entgegen all meiner ursprünglichen Absichten bist du mir... *ans Herz gewachsen*. Du bist ein Wunder, wie es mir noch nie zuvor begegnet ist.«

»Und du bist ein absolut Wahnsinniger«, entgegne ich. »Wie kannst du nur so etwas sagen? Wie kannst du nur diese Dinge sagen, nachdem ich gesehen habe, was du meinem Va —«

Ich unterbreche mich. Ich will nicht, dass Stonehart meine wachsenden Gefühle für Paul errahnt. Das ist eine Schwäche, die er ohne zu zögern auszunutzen wird, wie er mir bereits gezeigt hat.

»Nachdem ich gesehen habe, was du Paul angetan hat«, korrigiere ich mich.

»Und schon wieder beschuldigst du mich zu Unrecht. Ich bin nicht derjenige, der für das verantwortlich ist, was mit deinem *Vater* passiert ist.« Er betont das Wort. »Du bist es. Genauso wie du es jedes einzelne Mal in der Zukunft sein wirst, wenn das Gleiche wieder passiert.«

»Du hast ihn dorthin gebracht«, sage ich. »Er würde sich nicht in dieser psychiatrischen Anstalt aufhalten, wenn es dich nicht gäbe. Und du erwartest von mir, dass ich dankbar bin? Ha!«

»Doch, das wäre er, Lilly«, erklärt Stonehart mir.
»Entweder das, oder er wäre tot. Ich bin nicht derjenige, der seinen Willen gebrochen hat. Das waren die Drogen. Und außerdem...«, er hebt sein Weinglas an und schaut hinein, »...hast du ihn selbst gehört. Ich habe ihn gerettet. Er verdankt mir sein Leben.«

»Lügen!«, fauche ich und schlage mit einer Hand auf

den Tisch.« Stoneharts Blick schnellte zu mir hinüber.

»Nein. Das sind keine Lügen. Ich habe ihn gefunden, als er sich in dem dunkelsten Ort aufhielt, den du dir vorstellen kannst. Ich habe ihm geholfen, wieder auf die Beine zu kommen. Fast fünf Jahre Nüchternheit, die er nur mir verdankt.«

»Du hast ihm das Halsband angelegt!«

»Eine Notwendigkeit«, sagt Stonehart. »Und eine Vorsichtsmaßnahme. Du hast gesehen, wie nützlich das heute war.«

»Du bist krank.«

»Ich denke, das haben wir bereits geklärt«, erwidert Stonehart. »Hast du keine neuen Adjektive für mich? Hier, ich werde dir einige geben, die du ausprobieren kannst: Verrückt. Misshandelnd. Pervers. Grausam. All diese entsprechen deinem Eindruck von mir soweit sehr gut, oder nicht?«

»Das und mehr«, fauche ich.

Er lacht. »»Das und mehr.« Nun, ich kann sicherlich nicht von dir erwarten, weitere zu wählen, bevor du eine andere Seite von mir kennengelernt hast.« Er greift in die Innentasche seines Smokings und holt einen verschlossenen, weißen Umschlag hervor. Er schiebt ihn mir entgegen.

Ich starre ihn an, ohne mich zu bewegen. »Was ist das?«

»Ein Umschlag«, sagt Stonehart. »Öffne ihn.«

»Nein.«

»Lilly.« Seine Lippen formen sich zu einer dünnen Linie. »Sei nicht kindisch. Öffne den Umschlag!«

Ich funkle ihn an, aber tue, was er mir befiehlt. Ich zwänge mein Messer unter die Klappe, wobei ich den Gedanken verwerfe, das Besteck als eine Waffe zu benutzen, und nehme die zwei kleinen Stücke Papier heraus, die sich darin befinden.

Es sind Flugtickets. Ich schaue sie misstrauisch an und

blicke dann wieder zurück zu Stonehart.

»Natürlich werden wir nicht mit einem gewöhnlichen Flugzeug reisen«, sagt er. Aber ich dachte mir, dieses könnte eine gute Art sein, dir meine Pläne zu zeigen.«

»Was für Pläne?«, frage ich misstrauisch.

Er seufzt, als wäre er plötzlich müde. »Hör auf, begriffsstutzig zu sein. Das Theater war zu Beginn ganz reizend, aber nun wird es langweilig. Du kannst ärgerlich auf mich sein, und ich werde dir das nicht übelnehmen. Immerhin bist du menschlich, und darüber hinaus neigst du zu...«, sein Mund verzieht sich zu einem höhnischen Lächeln, »...*weiblichen* Emotionen. Ich würde nichts anderes von jemandem erwarten, der so jung ist.«

»Ach, so ist das jetzt also?«, frage ich. »Ich bin nicht reif genug für dich? Ist das der Grund, warum du fünf Jahre von mir haben willst, Jeremy? Sodass du mich zu der Frau formen kannst, von der du denkst, dass ich sie sein sollte?« Ich lache. »Oder ist es noch unheimlicher als

das? Was sind deine wahren Absichten, Jeremy Stonehart? Oh, ich vergaß — ich *darf* das ja nicht wissen. Du wirfst mir nur ab und zu ein paar Bröckchen zu und erwartest von mir, dass ich daraus eine riesige Theorie forme, warum du mich ausgewählt hat. Ist das nicht so? Sodass du über meine Naivität lachen und dich an deiner offensichtlich überlegenen Macht weiden kannst. Es sei denn, du tötest mich zuerst.« Meine Worte sollen ihn verletzen. »Wäre das nicht praktisch für dich? Viereinhalb Jahre von jetzt an, wenn sich das Ende meines *Vertrages* nähert«, ich betone dieses verachtenswerte Wort besonders, »passiert mir etwas auf deinem riesigen Grundstück. Ich bin mir sicher, es würde dir nicht schwerfallen, es wie einen Unfall aussehen zu lassen. Oder nicht, Jeremy? Da draußen in der Abgeschiedenheit deines eigenen Hauses wäre es nur allzu einfach, eine Leiche zu verstecken —«

»*Stopp.*« Stoneharts Augen funkeln. »Du bist hysterisch. Ich bin vieles, Lilly, aber ein Mörder bin ich

nicht. Wenn du dies jemals wieder erwähnen solltest, werde ich dich ernsthaft bestrafen. Du beleidigst mich. Ich werde mich in deinen kranken Fantasien nicht durch den Dreck ziehen lassen. Heute Abend werde ich es dir durchgehen lassen, dieses eine Mal, denn all die neuen Freiheiten, die ich dir gewährt habe, sind dir ganz klar zu Kopf gestiegen. Vielleicht war es ein Fehler, dir im Wagen zu gestatten, deine Meinung zu äußern. Ich wollte, dass es als eine Demonstration von Vertrauen verstanden wird. Vielleicht habe ich deine Bereitschaft falsch eingeschätzt. Muss ich wieder Regeln für dein Verhalten einführen? Das wäre sehr einfach. Erstens. Du —«

»Nein. Nein, nein, nein.« Ich schüttelte schnell meinen Kopf und senke meinen Blick. »Du hast Recht. Es tut mir leid. Ich hätte das nicht sagen sollen. Es wird nicht wieder passieren.«

»Sei dankbar, dass ich die Brosche abgeschaltet habe, bevor wir das Hotel verlassen haben. Wenn Rose oder

irgendjemand anderes gehört hätte, wie du dich heute Abend mir gegenüber verhalten hast, hätte ich keine andere Wahl, als dir zu zeigen, was die Konsequenzen dafür sind, grundlose Anschuldigungen zu machen. Lilly. Schau mich an, Lilly! Schau mir in die Augen!«

Langsam und zögernd hebe ich meinen Blick.

Stonehart schaut mich mit seinem einschüchternden Blick an. Plötzlich fühle ich mich sehr klein und sehr, sehr machtlos.

Was habe ich mir dabei gedacht, all diese Dinge zu sagen? Wie konnte ich so leichtsinnig all die dunklen Gedanken äußern, die sich während der letzten Monate in meinem Kopf ausgebreitet haben?

»Verstehst du das?«

Ich sollte meinem Glückstern danken, dass er all dies so ruhig aufgenommen hat. Ein Mann, der sich weniger unter Kontrolle hätte, und trotzdem Stoneharts soziopathische Neigungen aufweist, wäre nicht in der

Lage, so... so *höflich*... auf all das zu reagieren, was ich gesagt habe.

»Ja.« Ich nicke. Dann schlucke ich. »Danke für deine Großzügigkeit.«

Er entspannt sich. Ein wenig. »Nun, da das geklärt ist«, sagt er, »schau dir die Tickets an, die ich für dich besorgt habe.«

Ich hebe die beiden Flugtickets auf und werfe einen Blick darauf.

Abflug: 27. Dezember 2013. 08:00 Uhr. Portland, Oregon (PDX).

Ankunft: 27. Dezember 2013. 17:00 Uhr. Fort Lauderdale, Florida (FLL).

»Florida?«, frage ich verwirrt. »Du bringst mich nach Florida?« Ich habe nicht die Kraft, über die Auswirkungen

nachzudenken. Inzwischen weiß ich, dass ich mich einfach treiben lassen sollte.

»Ja.« Stonehart lächelt. »Du hast doch nicht gedacht, dass ich es zugelassen hätte, dass Rose die wahre Überraschung verdirbt, oder? Dies ist die Reise, die ich mir für uns vorgestellt habe, als ich über dein Weihnachtsgeschenk nachgedacht habe. Also, Lilly. Frohe Weihnachten!«

Das Abendessen vergeht ohne weitere Unannehmlichkeiten. Zwischen Stonehart und mir besteht eine Spannung. Aber während ich das offensichtlich als negativ empfinde, scheint er darin aufzugehen. Sie baut sich auf und kommt zu ihrem natürlichen Höhepunkt, als wir zurück im Hotelzimmer sind, wo Stonehart mir meine Kleider vom Leib reißt und beginnt, mich wund zu ficken.

Sowohl sein Verlangen als auch seine Leidenschaft sind kräftig und überwältigend. Er übernimmt die Kontrolle über meinen Körper, ohne meinen Geisteszustand zu berücksichtigen.

Natürlich hatte ich mich schon daran gewöhnt, als ich mich in der Dunkelheit befand. Wenn Stonehart mich etwas gelehrt hat, dann, alle Emotionen und Gefühle vom Sex zu trennen.

Sehr viel später, als er neben mir in dem riesigen Bett schlummert, liege ich hellwach, starre an die Decke und lasse wieder und wieder einen Finger über die glatte Seite meines Halsbandes streifen.

An Schlaf ist nicht zu denken. Ich habe nur Paul, meine Mutter und meine Vergangenheit im Kopf. Und ich versuche zu entschlüsseln, wie irgendetwas davon mit dem kräftigen Mann, der mein Bett teilt, in Verbindung stehen könnte.

Ich werfe ihm einen kurzen Blick zu und schaue dann

weg. Schlafend sieht er fast menschlich aus. Fast. Fast so wie jeder andere Mann. Nichts an seinem Körper oder seinem Gesicht gibt einen Hinweis auf die Ungeheuerlichkeiten, für die er verantwortlich ist.

Es ist wirklich erstaunlich, dass er mir genügend vertraut, ihm nichts anzutun, während er so verletzlich ist. Wie einfach wäre es, mich in die Küche zu schleichen, ein scharfes Messer zu nehmen und es mit mir zurück ins Schlafzimmer zu bringen. Ich müsste es nicht einmal sofort benutzen. Ich könnte es unter meinem Kissen verstecken und es immer in Reichweite haben. Dann am Morgen, wenn er unweigerlich mit einem Steifen aufwacht und beginnt, mich anzufassen...

Ich schüttele meinen Kopf, um die Richtung meiner Gedanken zu ändern. Das wäre einfach, ja. Zu einfach. Und wo würde es mich hinbringen? Mein Leben wäre vorbei. Ich wäre bekannt als die Dirne, die einen der erfolgreichsten Geschäftsleute des Landes ermordet hat.

Ich würde zusammen mit den Lee Harvey Oswalds der Welt in die Geschichte eingehen.

So verzweifelt bin ich nicht. Noch nicht. Ich hoffe, dass ich es niemals sein werde.

Paul zu sehen hat mein Vorhaben nur bekräftigt. Ich will nicht, dass Stonehart stirbt. Ich will ihm schaden. Ich will, dass er leidet. Ich will ihn zerbrochen sehen, unwiderruflich mental zerbrochen, genauso wie Paul es ist.

Und ich will diejenige sein, die dafür verantwortlich ist.

Ich hebe die Decke an und steige aus dem Bett. Außer dem Halsband bin ich nackt. Stonehart sagt, es ist mir nicht gestattet, etwas zu tragen, wenn ich in seinem Bett liege.

Aber da hängt ein Bademantel an der Schranktür. Ich nehme ihn, gehe zum Fenster und blicke dann über all die Lichter der Stadt hinaus. Ich habe keine Ahnung, was in

der Welt vor sich geht. Ich denke kurz an Fey und Sonja. Ich frage mich, wie es ihnen geht und was sie tun. Ob sie versucht haben, mich in den Ferien zu kontaktieren...

Ich seufze und drehe mich weg. Über diese Dinge sollte ich auch nicht nachdenken. Das einzige, über das ich mir Sorgen machen sollte — das einzige, über das ich mir Sorgen *make* — ist die Person, die heute Nacht diese Hotelsuite mit mir teilt.

Nachdem ich das fest in meinem Verstand verankert habe, mache ich es mir in einem Sessel gemütlich und beginne, einen Plan zu schmieden.

Kapitel Zwölf

Falls Stonehart am nächsten Morgen ärgerlich darüber ist, dass ich nicht neben ihm im Bett liege, lässt er es sich nicht anmerken. Ich bin fröhlich und voller Energie, als ich ihm den Kaffee einschenke, den ich zubereitet habe.

»Ich möchte innerhalb der nächsten Stunde aufbrechen«, lässt er mich wissen. »Ich gehe davon aus, das wird dir genügend Zeit geben, dich fertig zu machen?«

»Ja, aber ich habe nur Kleider für diese Reise. Rose hat mir nichts für wärmeres Wetter eingepackt.«

Er wirft mir einen Blick zu, als wäre ich ein ungezogenes Kind. »Glaubst du wirklich, dass ich es vernachlässigen würde, mich vorzubereiten? Im Flugzeug wirst du einen ganzen Kleiderschrank vorfinden.« Er schaut auf seine Tasse und spitzt die Lippen. »Du hast das doch wohl nicht mit irgendetwas versetzt? Zyamid

vielleicht?«

»Oh, Jeremy.« Ich gebe ihm spielerisch einen Klaps auf den Arm. »Sei nicht so misstrauisch. Es ist absolut sicher.«

Er zieht bei meinem uncharakteristischen Verhalten die Augenbrauen zusammen, gibt aber keinen Kommentar ab.

Eine Stunde später stehen wir außerhalb des Hotels. Drei Stunden später befinden wir uns in der Luft.

Florida, denke ich. Ich frage mich, was mich in dem Sonnenschein-Staat erwartet.

Während des Fluges ignoriert Stonehart mich die meiste Zeit über und kümmert sich stattdessen auf seinem Laptop und Smartphone ums Geschäft. Da nur wenig geistige Anregung zur Verfügung steht und ich nach meiner

schlaflosen Nacht immer noch sehr erschöpft bin, schließe ich meine Augen und versuche, ein wenig zu schlafen.

Das nächste, woran ich mich erinnere, ist, dass Stonehart meinen Arm berührt und mich dadurch aufweckt. »Lilly«, sagt er leise. »Wir sind gelandet.«

Ich versuche, mich aufrecht hinzusetzen. »Schon?«
»Du hast den gesamten Flug über geschlafen«, lächelt er. »Ich glaube, unsere Aktivitäten gestern Abend haben ihren Tribut gefordert. Ich habe die Gelegenheit genutzt, mich um einige ausstehende Angelegenheiten bei Stonehart Industries zu kümmern, während du geschlafen hast. Für die nächste Woche gehöre ich nur dir. Und du, süße Lilly«, sagt er, während er seinen Finger an meinem Kiefer entlanggleiten lässt, »gehörst nur mir.«

Seine Hand hält unter meinem Kinn an. Er drückt meinen Kopf nach oben.

Unsere Blicke treffen sich. Er schaut mir für einen langen Moment in die Augen. Er scheint in meinem

Gesicht nach etwas... zu suchen. Wonach, kann ich nicht sagen.

»Was hast du letzte Nacht bloß gemacht?«, murmelt er in sich hinein. »Nachdem du unser Bett verlassen hast?«

Mein Brustkorb verengt sich mit plötzlichen Schuldgefühlen. Er kann mich doch wohl nicht jetzt schon verdächtigen. Oder doch?

Aber dann wird mir klar, wie dumm diese Befürchtung ist. Vielleicht war ich zu durchschaubar, als ich ihn heute Morgen begrüßt habe. Aber er kann auf keinen Fall meine Gedanken lesen.

Er hatte Recht: Ich neige dazu, ihm zu viel Macht zuzuschreiben.

»Nichts«, sage ich schnell, blinzele dann und drehe mich weg.

»Hm.« Stonehart macht einen Schritt nach hinten und glättet seine Jacke. »Auf alle Fälle sind wir hier. Du sollst wissen, dass ich über diese Reise bereits nachdenke,

seitdem ich dich das erste Mal gesehen habe.«

Als ich noch nicht wusste, dass du mich beobachtest? frage ich mich.

»Wohin fahren wir, Jeremy?«, erkundige ich mich.

»Was hast du in Florida für uns vorbereitet?«

»Ah.« Er lächelt erneut. »Damit habe ich dich ein bisschen auf die falsche Fährte gelockt. Nun komm. Es wird alles einen Sinn ergeben, sobald wir draußen sind.«

Ich folge ihm aus dem Flugzeug hinaus. Sobald die Türen sich öffnen, werde ich von der plötzlichen Feuchtigkeit getroffen. Und der Hitze. Nach der kühlen, klimatisierten Flugzeugkabine ist diese Veränderung sehr irritierend.

Natürlich wartet eine Limousine auf uns. Diese ist weiß. Stonehart führt mich die Stufen hinunter, öffnet die Tür und bedeutet mir dann, als erstes einzusteigen. Unsere Koffer werden von einer der Flugbegleiterinnen in den Kofferraum geladen — ich glaube, ihr Name ist Cindy.

Sobald das erledigt ist, machen wir uns auf den Weg.

»Die Brosche sieht reizend an dir aus«, bemerkt Stonehart. »Aber wo wir hingehen, wirst du sie nicht brauchen.« Er lehnt sich hinüber und nimmt sie mir vorsichtig und fast zärtlich ab.

Inzwischen macht mir diese Geheimnistuerei wirklich zu schaffen. Hat Stonehart nicht gesagt, dass ich die Brosche die ganze Zeit über in der Öffentlichkeit tragen muss? Und sofern er mich nicht mit der Absicht, niemals sein Anwesen — was immer das auch sein mag — zu verlassen, nach Florida gebracht hat, verstehe ich nicht, warum ich sie plötzlich nicht mehr brauche.

Es sei denn, das *ist* seine Absicht. Vielleicht stellt eine Woche zusammen irgendwo eingesperrt zu sein seine Vorstellung von Romantik dar.

Aber dann wiederum kann *er* kommen und gehen, wie es ihm gefällt. Ich bin ja die einzige, die von der Einschränkung betroffen ist.

»Wohin fahren wir, Jeremy?«, frage ich noch einmal.

»Ich finde, ich verdiene es, das zu erfahren. Es sei denn, du hast vor, eine weitere Überraschung im Stil von ›Paul‹ auf mich loszulassen.«

»Nein, meine Absichten sind sehr viel weniger verschlagen als das. In der Tat könnte man sagen, dass sie recht einfach sind. Ich möchte einfach nur ununterbrochen eine Woche mit der Frau verbringen, die dabei ist, die wichtigste Person der Welt für mich zu werden.«

Ich höhne. »Aber nur aus deinen eigenen verborgenen Gründen, oder nicht?«

»Ich habe meine eigenen Gründe«, stimmt er zu. »Und ich möchte nicht, dass die Sorge darüber unsere Zeit zusammen verdirbt. Für die gesamte nächste Woche ist es dir untersagt, sie noch einmal zu erwähnen.«

Ich öffne meinen Mund, um zu protestieren — und schließe ihn dann wieder. *Es ist ganz einfach für dich, oder nicht?* denke ich. *Nur ein Wort, und die gesamte*

Welt tanzt nach deiner Pfeife.

Nun, warte ab, Jeremy Stonehart. Warte nur ab. Ich werde dir deine Macht nehmen. Irgendwie, irgendwann werde ich es tun.

Und dann werden wir sehen, was für ein Mann du wirklich bist.

»Gut«, sage ich. »Aber du hast mir immer noch nicht geantwortet.«

Er lacht. »Befindest du dich in der Position, solche Forderungen zu stellen?«

»Eine klare Antwort würde ausnahmsweise sehr viel dazu beitragen, dieses ›Vertrauen‹ aufzubauen, welches du so regelmäßig erwähnst.«

»Geduld, meine Liebe.« Er lächelt und schaut an mir hoch und runter. »Du musst Geduld haben. Die Fahrt wird nicht lange dauern. Schau aus dem Fenster. Genieße die Aussicht.«

Während ich innerlich weiter über Stoneharts

unablässige Verschwiegenheit ärgere, richte ich meine Aufmerksamkeit nach draußen. Die Limousine hat gerade den privaten Flugplatz verlassen, und wir fahren auf einer schmalen Straße, die sich in der Nähe des Wassers entlangwindet. Das Meer glitzert sogar in der untergehenden Sonne. Ich merke, wie ich über die Freiheit nachdenke, die es darstellt — eine Freiheit, die mir permanent verwehrt ist.

Aber es ist nicht die Freiheit, nach der ich mich noch länger sehne. Es ist Gerechtigkeit. Meine eigene, persönliche Mischung von Gerechtigkeit, die zu Stoneharts Verdorbenheit passen wird.

Und dafür muss ich ihm nahe sein.

Wir fahren in eine weitläufige Kurve in der Straße hinein, die sich an der Küste entlangschlängelt. Ich sehe nur sehr wenige andere Fahrzeuge. Die Erwartung, endlich unser endgültiges Ziel kennenzulernen, bringt mich fast um. Wird es ein weiteres Hotel sein? Eine Hütte am

Strand? Irgendein luxuriöses Haus, das Stonehart gehört, aber welches er nur selten benutzt?

Vielleicht ist es ein Ferienort. Ein sehr weit hergeholter, verrückter Gedanke kommt mir in den Kopf: Könnte Stonehart einen *gesamten Ferienort* nur für uns zwei gemietet haben?

Ich werfe einen kurzen Blick in seine Richtung. Ich würde es diesem Mann zutrauen. Er hat mit Sicherheit die Mittel und die Motivation dafür. Es ist die einzige Art, wie es Sinn machen würde, mir die Brosche abzunehmen.

Ein Milliardär, erinnere ich mich selbst. Du teilst diese Limousine mit einem Milliardär.

Mehr als nur die Limousine. Ich teile mein gesamtes *Leben* mit ihm.

Es ist lustig — wenn man meine Kindheit bedenkt — wie selten ich auf diese Weise an Stonehart denke. Wie viele Frauen würden jemanden dafür umbringen, um in meiner Position zu sein? Wie viele würden mit ihrer

Unterschrift auf *dem Vertrag* begierig ihre Seele verkaufen, um die Chance bekommen, nur eine Minute Aufmerksamkeit von Jeremy Stonehart zu erhalten?

Zu viele, das weiß ich mit Sicherheit. *Wie die Sekretärin, mit der ich ihn beim Ficken erwischte—*

Meine Gedanken kommen blitzartig zum Stehen. Eine Welle von Übelkeit und Ekel überkommt mich. Etwas, was wir bisher niemals ernsthaft diskutiert haben, ist das, was ich an diesem Abend in seinem Büro vorgefunden habe.

Eine Limousine teilen. Ein Bett teilen, ein Leben teilen. Eine Geschlechtskrankheit teilen.

»Bist du sauber?«, sage ich frei heraus, ohne nachzudenken.

Stonehart blinzelt. »Wie bitte?«

»Du hast mir schon einmal die Ergebnisse deines Bluttests gegeben«, sage ich. Ich denke an die unzähligen Male, die er mich ohne ein Kondom gefickt hat. Jedes

einzelne Mal. Wie viele andere Frauen hat er seitdem nebenbei gehabt? »Das ist schon eine sehr lange Zeit her. Bist du immer noch sauber?«

Sein Mund verformt sich zu einer dünnen Linie. »Hier geht es um Angelica, oder nicht?«

»Antworte mir einfach, verdammt nochmal!«

»Nein.« Das Wort entföhrt ihm wie ein wildes Knurren. »Nicht bevor du mir sagst, warum du das gerade jetzt anspricht.«

»Weil ich es *wissen* will, Jeremy!«, rufe ich verärgert aus.

»Du solltest *wissen*, dass ich dich absolut gesund halten will.«

»Das war nicht meine Frage!« Sein Ausweichen ist so frustrierend, dass ich schreien könnte. »Gib mir einfach nur eine direkte Antwort. Ausnahmsweise. Bitte. Ich muss es wissen. Für meinen eigenen Seelenfrieden.«

»Und wenn ich nicht *sauber* bin?«, erwidert er.

»Wenn ich es nicht bin, was für einen Unterschied würde das machen? Keinen!« Es befinden sich Hitze und Bissigkeit in seiner Stimme von einer Art, die ich noch nie zuvor gehört habe. »Du würdest immer noch mir gehören, Lilly. Dein Körper wäre immer noch mein Eigentum. *Du* würdest für den Zeitraum unseres Vertrages mir gehören, um deine Schulden abzuarbeiten. Vergiss das nicht! Vergiss das niemals!«

»Wie könnte ich das vergessen?« fauche ich ihn an. Ich ziehe an meinem Halsband. »Dieses Ding ist immer noch da, oder nicht? Und das wird es auch bleiben, solange du das willst. Es ist eine permanente Erinnerung daran, dass ich nicht deine Geliebte bin. Ich bin nicht deine Frau. Ich bin deine Gefangene.«

»Eine Gefangene aus eigener Entscheidung«, stößt er wütend hervor. »Du hast den Vertrag unterzeichnet, Lilly, nicht ich. Ich habe dir die Wahl gelassen. Ich habe dir einen Ausweg geboten.«

»Verhungern?«, lache ich. »Im Dunkeln zu sterben? Ist es das, was du einen ›Ausweg‹ nennst, Jeremy?«

»Du bist eifersüchtig.« Seine Augen funkeln. Sie durchbohren mich wie glühende Flammen. »Darum geht es hier, oder nicht? Eifersucht. Mein Gott! Ich dachte, wir hätten das hinter uns, Lilly!«

»Eifersüchtig?«, spotte ich. »Auf wen? Dich und deine *Huren*?«

»ES GAB NUR EINE!«, schreit er.

Die Stille, die danach folgt, ist ohrenbetäubend.

Jeremys Ausruf klang wie ein Donnerschlag. Er erfüllt das Innere der Kabine und zerstört die zarten Ansätze unseres Friedens.

Es ist das erste Mal, dass ich höre, wie Stonehart seine Stimme auf diese Weise erhebt. Es ist das erste Mal, dass ich sehe, wie er seine Kontrolle verliert.

Er scheint genauso überrascht zu sein wie ich. Er atmet heftig und ist ganz klar erregt. Sein Haar ist

unordentlich. Seine Nasenlöcher weiten sich mit jedem Ausatmen.

Plötzlich fühle ich mich sehr klein, sehr verletztlich und sehr, sehr allein.

Ich beginne zu weinen.

Ich weiß nicht, was mich dazu veranlasst hat. Ich bin bisher noch niemals übermäßig emotional gewesen — zumindest nicht nach außen hin.

»Mist«, sagt Stonehart leise. »Mist, Lilly, es tut mir leid.«

Er beginnt, sich mir zu nähern. »Ich —«

»Nicht«, sage ich. Ich reibe mir die Augen.

»Entschuldige dich nicht. Es geht mir gut. Ich bin okay. Nur... komm nicht näher, okay? Nicht jetzt.«

Stonehart ignoriert meine Bitte. Er rückt an meine Seite. Seine Bewegungen sind allerdings nicht bedrohlich. Und seine Augen sind sanft.

Ich schaue weg. Ich hasse es, dass er mich so sieht. Ich würde es hassen, wenn mich irgendjemand so sehen würde.

Schluchzend versuche ich, diesen kleinen, dummen Schluckauf zu unterdrücken, der mich so erbärmlich klingen lässt. Ich blinzele schnell und versuche, die Tränen auszulöschen.

Plötzlich spüre ich Stoneharts Arm um meine Schultern. Er zieht mich zu sich hinüber, aber zwingt mich nicht. Zu Anfang widerstehe ich ihm, aber... ganz allmählich... lockt er mich näher an sich heran.

Ohne wirklich zu wissen, wie ich dorthin gelangt bin, finde ich mich an seinen Körper geschmiegt wieder. Er ist hart und kräftig und — so sehr ich es auch hasse, es zuzugeben — tröstend.

Er gestattet mir, in ihn hinein zu weinen. Er sagt kein Wort.

Er beginnt, mein Haar zu streicheln. Ich spüre, wie er

seine Nase und seinen Mund auf meinen Kopf legt.

»Dies ist alles meine Schuld«, flüstert er. »Es gefällt mir nicht, dich so zu sehen. Es tut mir leid.«

»Es liegt an mir«, heule ich. »Ich war einfach nur dumm.« Ich beginne, mich von ihm zu lösen. »Ich werde darüber hinwegkommen. Gib mir einfach nur einen Augenblick.«

Aber er weigert sich, mich loszulassen. Stattdessen zieht er mich noch näher an sich heran.

Die Festigkeit seines Körpers hat gegen alle Vernunft eine angstlösende Wirkung. Ich vermute, dass einige Dinge und einige Reaktionen — das Bedürfnis, festgehalten zu werden, um getröstet zu werden — so tief in uns verwurzelt sind, dass unsere Körper in gewissen Augenblicken unfähig sind zu unterscheiden, wer tatsächlich den Trost spendet.

Stoneharts tiefer männlicher Geruch erfüllt meine Lunge. Ich finde das ebenso tröstend. Ich weine noch ein

wenig mehr, bevor ich verstumme. Anstatt der Tränen breitet sich eine merkwürdige Art der Stille aus.

»Ich hätte nicht schreien sollen«, murmelt Stonehart. Seine freie Hand findet meine, und er hält sie fest.

»Wusstest du, dass mein Vater immer meine Mutter angeschrien hat? Er hat es immer getan, sogar noch mehr, nachdem sie ihr Gehör verloren hatte. Ich habe ihm immer dafür die Schuld gegeben. Und ich habe mir selbst versprochen, dass ich mich niemals zu einem derartigen Mann entwickeln werde, der eine Frau anschreien muss, um erhört zu werden.

Daher tut es mir leid, Lilly. Wirklich, das tut es. Normalerweise würde ich es nicht zugeben, aber deine Anschuldigung... hat mich verletzt.«

»Welche Anschuldigung?«, frage ich leise.

»Dass ich hinter deinem Rücken Sex mit anderen Frauen habe.« Er ergreift meine Hand noch fester. »Es ist nur einmal vorgekommen, und es war ein Fehler. Ich habe

dir erklärt, warum ich es getan habe, aber diese Gründe entschuldigen nicht meinen Fehltritt. Es war falsch. Und ich bin sauber. Ich schätze meine Gesundheit sehr. Ein optimaler Körper ist der Schlüssel zu einem mächtigen Verstand.«

»Warum konntest du das nicht einfach zu Beginn sagen?«

»Weil.« Er gibt einen Laut ähnlich einer Mischung zwischen einem Keuchen und einem Kichern von sich.

»Weil du es besser wissen müsstest. Weil es eine verdammt dumme Frage war.«

»Ja«, sage ich und drücke mein Gesicht an seinen Körper. Ich lache ein kleines bisschen. »Ja, ich denke, das war es.«

»Du weißt, wie sehr ich Schlamperei verabscheue, meine Lilly-Blume«, sagt er. »Und du weißt, wie viel du mir bedeutest. Ich würde nichts tun, was deine Gesundheit gefährden könnte. Zumindest nicht auf diese Weise.«

Nur auf all die anderen unzähligen Arten, die du dir ausgedacht hast, kreischt eine kleine, lästige Stimme in meinem Hinterkopf.

Ich bringe sie zum Schweigen.

Die Limousine hält an. Ich war so in meinen Überlegungen versunken, dass ich nicht einmal bemerkt habe, dass wir die Hauptstraße verlassen haben.

»Wir sind da«, sagt Stonehart.

Ich drücke mich von ihm weg und schaue aus dem Fenster. »Wir sind in einem... Jachtclub?«

»Komm«, sagt er. Er verschränkt seine Finger mit meinen und hilft mir beim Aufstehen. »Komm, lass uns all das vergessen. Ich habe eine große Überraschung für dich geplant, Lilly. Ich glaube — ich hoffe — sie wird dir gefallen.«

Wir treten nach draußen. Die Sonne steht schon sehr tief und taucht die letzten Minuten des Tages in ein herrliches, großartiges Rot.

Stonehart blickt sich um, orientiert sich, lächelt dann und zeigt in eine Richtung. »Da«, sagt er.

Ich folge der Richtung seines Fingers. Er zeigt ans andere Ende des Kais, wo die größte, prunkvollste Jacht im Wasser schwimmt, die ich je gesehen habe.

Sie muss mindestens etwa zwölf oder dreizehn Meter lang sein. Aufgrund ihrer Größe ist sie von all den anderen Booten entfernt verankert. Die untergehende Sonne reflektiert sich in ihrem glänzenden, makellosen Rumpf, der strahlend weiß ist.

Stonehart verschränkt seinen Arm mit meinem und führt mich nach vorn. Nach nur wenigen Schritte ist die Sonne hinter der riesigen Jacht verborgen und vermittelt den Eindruck, als würde sie wie eine glühende Perle strahlen.

»Ist das deine?«, frage ich. Natürlich weiß ich inzwischen, dass ich von Stonehart nur die gewaltigsten Ausdrücke von Reichtum erwarten kann.

»Für die nächste Woche ist es *unsere*«, korrigiert er.

Wir klettern an Bord. Der Fahrer der Limousine folgt mit unserem Gepäck. Ich bin noch nie vorher auf einem Boot gewesen, geschweige denn einer Yacht, geschweige denn einer, die so eindrucksvoll ist wie diese. Alles ist glänzend und neu. Das goldene Metall der Reling fühlt sich kühl an.

Stonehart zeigt mir das Innere. Es besteht nur aus lackiertem Holz und weißem Leder. Die Lichter über uns, die in die Decke eingelassen sind, erleuchten, sobald wir eintreten.

»Und?«, fragt er. »Du bist so still. Was denkst du?«

»Ich bin noch nie ein großer Fan des offenen Meeres gewesen«, winde ich mich. Stoneharts Blick verengt sich. »Aber«, fahre ich fort und beginne zu lächeln, »ich glaube, diese Yacht könnte genügen, um meine Meinung zu ändern.«

Stonehart lacht. »Komm«, sagt er. »Ich möchte dir das

Schlafzimmer zeigen. Ich habe das Gefühl, wir werden sehr viel Zeit darin verbringen.«

Ich schlafe am nächsten Morgen sehr lange und wache alleine auf.

Stonehart hat mich gestern Abend bewirtet. Die ganze Zeit über war er ein perfekter Gentleman. Es gab keine Überraschungen, keine Unhöflichkeiten. In der Tat kann ich wirklich sagen, dass ich die Stunden, die ich gestern Abend mit ihm verbracht habe, genossen habe.

Sie fühlten sich ein wenig wie eine Fortsetzung der Zeit an, die wir vor seiner zweiwöchigen Geschäftsreise miteinander hatten. Vor meinem riesigen Fehltritt. Vor der darauf folgenden Bestrafung.

Natürlich können die Dinge nie wieder so sein. Damals war ich naiv. Ich war dabei zu zerbrechen,

allerdings nicht auf eine Weise, die mir bewusst war. Es war subtiler, heimtückischer als das. Ich war dabei, tief in mir zu glauben, dass Stonehart sich vielleicht ändern könnte. Dass sein Verhalten in der Vergangenheit vielleicht verziehen werden könnte.

Ich wurde von der Illusion dieses Mannes verführt. Von der Illusion des Lebens, welches er mir gewährte. Ein riesiges Haus, ein unendlich großes Grundstück, grenzenloser Reichtum... und er. Im Mittelpunkt von allem geht es immer um ihn.

Aber er ist nicht in der Lage, sich zu ändern. Ein Mann, der aus dem Nichts emporgestiegen ist, der seinen Namen abgestoßen hat, bevor er seinen Vater zu Fall gebracht hat, dem Rache und Vergeltung so viel bedeuten...

Ich kann von Stonehart nicht erwarten, dass er sich ändert. Zumindest nicht auf die Weise, auf die ich es bisher angenommen hatte.

Aber das spielt jetzt keine Rolle mehr. Es ist nicht nötig, dass er sich ändert. Ich möchte, dass er genauso bleibt wie er ist. Ich muss ihm ein falsches Gefühl der Sicherheit vermitteln. Und dann, wenn er sich an dem Punkt befindet, wo er am verwundbarsten ist... werde ich zuschlagen.

Ich gähne und strecke mich. Solche Gefühle zu haben, bedeutet nicht, dass ich den Augenblick nicht genießen könnte. Es bedeutet nicht einmal, dass ich Momente wie gestern Abend mit Stonehart nicht genießen darf. Und trotzdem, Paul zu sehen... zusammen mit der Offenbarung, dass er mein Vater ist... wird mich für immer gegen Stonehart aufbringen.

Und da ist auch noch das Halsband. Aber solange ich mich benehme, wird es mir nicht schaden.

Gerade als ich aufstehen will, kommt mir ein letzter Gedanke in den Sinn: Vielleicht ist Paul nicht einmal mein *richtiger* Vater.

Seine Geschichte war sicherlich überzeugend. Aber sein Verstand ist fragwürdig. Ich habe die Vorstellung mit dem Wasserkocher gesehen. Wer weiß, ob diese sorgfältig ausgearbeitete Geschichte nicht etwas war, dass Stonehart in seinem Kopf eingepflanzt hat, um mich zu verwirren?

Aber das ist nicht das Wichtigste. Er spielt keine Rolle, ob Paul wirklich mein Vater ist oder nicht. Er ist ein menschliches Wesen, welches einmal eine Rolle in meinem Leben gespielt hat. Und er wird genauso wie ich von Stonehart manipuliert.

Das ist es, woran ich mich immer erinnern werde. Paul zu sehen, wie er sich auf dem Boden hin und her gewunden hat, war schlimmer als der Augenblick, als Stonehart mir die Aufzeichnungen meiner eigenen Gefangenschaft gezeigt hat. Weil es jemand anderem passiert ist. Weil ich mich für Stoneharts Handlungen verantwortlich fühlte.

Er weiß nicht, was mir der Ausflug nach Cedar

Woods angetan hat. Er hat die Dinge zwischen uns unwiderruflich verändert. Wobei davor ein kleiner, unsinniger und sehr emotionaler Teil von mir vielleicht noch die Hoffnung hatte, dass es möglicherweise irgendeine Art von annehmbarer Zukunft für Stonehart und mich geben könnte... eine Beziehung, die nicht von dem Vertrag definiert wird... dieser Teil wurde gelöscht.

Aber für mich ist das zum Besten. Und für Stonehart hat sich das Blatt zum Schlechteren gewendet. Ich weiß nicht, was seine Absichten sind oder wie sie sich geändert haben, seitdem ich in seinem Haus angekommen bin. Ich weiß nur, dass ich standhafter und entschlossener bin, als ich es je zuvor in meinem Leben war. Und das nur wegen Paul.

Das einzige, was meiner jetzigen Entschlossenheit ein wenig ähnelt, war der Drang in der High School, erfolgreich zu sein und nicht wie meine Mutter zu enden. Der Drang, der mich dazu veranlasste, mich in meinen

Büchern zu vergraben und es anzustreben, eine Elite-Universität zu besuchen. Ich habe es geschafft. Der Zulassungsbescheid von Yale war die endgültige Rechtfertigung all meiner Bemühungen.

Das war die größte Leistung meines Lebens. Die Freude, die ich empfunden habe, die Befriedigung, machte all die schlaflosen Nächte wett und das Lernen an Wochenenden, die ich wie ein Einsiedler verbracht habe.

Ich weiß, verglichen mit dem Gefühl, wenn ich Stonehart vernichte, wird es verblassen.

Die Bewerbung am College folgt einem vordefinierten Pfad. Ich bin einem festgelegten Vorgang gefolgt, wie schon so viele es vor mir getan hatten.

Für das, was ich jetzt vorhabe, gibt es keinen Plan. Das macht es noch aufregender. Ich betrete neues Territorium. Ich trete zu einem Wettkampf mit einem Verrückten an... der außerdem zufälligerweise einer der erfolgreichsten Geschäftsleute des Landes ist.

Es wird mein Verstand gegen seinen sein. Meine List gegen seine. Mein Intellekt gegen Stoneharts.

Es wird mir die Gelegenheit geben, mir selbst zu beweisen, was für eine Art von Frau ich wirklich bin. Ich dachte vor etwa sechs, sieben, acht Monaten, dass meine Arbeit bei Corfu Consulting die Gelegenheit für mich war, der Welt meine Fähigkeiten zu beweisen.

Aber verglichen mit dieser Situation war das nur ein kleiner Fisch. Jetzt steht so viel mehr auf dem Spiel. Ich habe die Rolle der Gefangenen lange genug gespielt. Stonehart mag glauben, dass er mich gezähmt hat. Hat er inzwischen auch seine Deckung heruntergenommen?

Vielleicht. Allerdings vielleicht auch nicht. Ich darf ihn nicht unterschätzen. Aber was sonst könnte ihn dazu veranlasst haben, mich mit aus dem Haus zu nehmen, mich nach Portland zu bringen, dann nach Florida und dann hierher?

Ich weigere mich zu glauben, dass seine Handlungen

so klar sind, wie er es behauptet. All dieser Blödsinn, den er an dem Abend des Weihnachtsessens von sich gegeben hat... Seine unsinnige Rechtfertigung seiner Handlungen, die Entschuldigung, die er mir gegenüber geäußert hat, der »Grund« dafür, sich zu mir hingezogen zu fühlen... Ich weiß, dass das alles eine Lüge ist.

Er hat mir gezeigt, wer er wirklich ist, als er mich zu Paul gebracht hat. Er hat mir gezeigt, dass er sich niemals ändern kann. Er hat mir gezeigt, dass ich dumm war, wenn ich jemals etwas anderes geglaubt habe.

Ich lächele und stehe auf. Ich sollte ihm für diesen Besuch dankbar sein. Denn trotz seiner besten Absichten und meiner fast hysterischen Reaktion danach... war es ein Wendepunkt. Er hat sich in meinen Verstand eingebrannt, so klar und hart wie ein Diamant: der Zeitpunkt, an dem sich alles geändert hat.

Kapitel Dreizehn

Nachdem ich geduscht und mich angezogen habe, begeben wir uns auf das Deck der Jacht.

Wir segeln über das Wasser. Ein Schrecken überkommt mich, als mir klar wird, dass ich nirgendwo mehr Land sehen kann.

Ich eile ins Kapitänshäuschen, wo ich Stonehart finde, wie er das Ruder hält. Er hat ein großes Grinsen auf seinem Gesicht. Er trägt weiße Cargohosen, Segelschuhe und ein babyblaues, lässiges T-Shirt, das nur halb zugeknöpft ist und seinen Brustkorb zeigt. Durch den Ausschnitt erhasche ich einen kurzen Blick auf seinen kräftigen Körper. Ungebetene Erinnerungen an letzte Nacht überkommen mich.

»Hallo, Schöne.« Sein Lächeln wird noch breiter, als er mich sieht. »Hast du deine Erholung genossen? Es ist

ein wunderbarer Morgen.«

Damit hat er Recht. Die Sonne scheint hell. Nicht eine Wolke ist am Himmel zu sehen. Die Luft riecht frisch und klar.

»Wohin fahren wir?«, frage ich.

»Nun, du hast doch wohl nicht gedacht, dass wir ewig dort vor Anker liegen werden? Was ist der Sinn einer Jacht, wenn wir nicht das offene Meer erforschen? Wir nutzen ihre Kraft.«

Ich runzele die Stirn, nicht weil ich verärgert bin, sondern um ihm zu zeigen, dass seine Masche, meinen Fragen auszuweichen, den Charme verliert.

»Das wirst du schon bald sehen«, erklärte er mir und küsst mich auf den Kopf. »Warum gehst du nicht erstmal aufs Deck und faulenzst ein bisschen? Das Wetter ist perfekt zum Sonnenbaden, und ich würde deinen makellosen Körper gern in einem kleinen, engen Bikini sehen.«

Es stellt sich heraus, dass »schon bald« vier Tage später ist.

Als die Jacht diesen ganzen ersten Tag über weitersegelt, beginne ich zu vermuten, dass Florida niemals unser eigentliches Ziel war. Aber Stonehart wehrt alle Fragen darüber, wo wir hinfahren, ab, egal, wie sehr ich versuche, ihm eine Antwort zu entlocken.

Aber abgesehen von diesem kleinen Ärgernis sind die Tage im Allgemeinen recht angenehm. Ich zeige Stonehart gegenüber keine Verbitterung, und er scheint das zu schätzen.

Er würde es zwar niemals laut aussprechen, aber ich beginne zu vermuten, dass er trotz all seines Hochmuts genauso froh ist wie ich, dass unsere gemeinsame Zeit zumindest einen Anschein von Normalität hat.

Die Überraschung kommt einige Tage später.

Es ist kurz nach dem Mittagessen, als ich zum ersten Mal die winzigen Inseln bemerke, die am Horizont auftauchen. Aus der Ferne sahen sie aus wie Kieselsteine. Als wir uns nähern, beginne ich, ihre üppige, grüne Pracht zu bemerken. Sie sind unbewohnt. Weißer Sand bedeckt das Ufer und die Strände, die von riesigen Palmen umsäumt sind.

In dem Moment, als ich sie sehe, laufe ich zu Stonehart. Er sagt kein Wort, aber das Glitzern in seinen Augen verrät mir, dass ich genauso reagiere, wie er es sich erhofft hat.

Als er die Jacht fachmännisch durch das Wasser navigiert, während die heiße Sonne hell auf uns herabscheint, beginnt eine fühlbare Aufregung sich in meinem Magen auszubreiten. Seit ich an der Ostküste aufgewachsen bin, wo es außer während der wenigen wertvollen Sommermonate immer kalt ist, habe ich von

einem tropischen Paradies geträumt. Das war etwas, was meine Mutter und ich gemeinsam hatten. Bevor unsere Beziehung zerbrach, verbrachten wir ganze Nächte damit, darüber zu reden, wie wir genügend Geld zusammenkratzen würden, um uns zwei Tickets in die Karibik zu kaufen, oder die Kaimaninseln oder irgendwo, wo es warm ist, und wo wir all die Sorgen unseres täglichen Lebens für ein oder zwei Wochen hinter uns lassen konnten.

Es war niemals mehr als ein Hirngespinnst.

Dieser Gedanke erweckt eine Welle der Traurigkeit in mir. Eine unserer größten Streitereien begann, als ich fünfzehn war, einige Jahre nachdem sie mit dem Trinken angefangen hatte. Es war um die Zeit herum, als ich ernsthaft damit begonnen hatte, mir ein besseres Leben aufzubauen. Natürlich war Geld immer ein heißes Thema in unserer kleinen zwei-Personen-Familie. Im Jahr zuvor hatte ich überall Teilzeit gearbeitet, wo ich nur konnte, und

mein Bestes getan, um mit den Mietzahlungen zu helfen. Aber in dem Sommer, bevor die Schule begann, wusste ich, dass ich eine Entscheidung treffen musste. Ich könnte entweder weiter arbeiten und riskieren, wie meine Mutter zu werden... oder ich könnte beginnen, mich ausschließlich auf die Schule zu konzentrieren, die Gelegenheitsjobs zu vergessen und alles zu tun, was ich nur konnte, um mich in eine anständige, gut ausgebildete Frau zu verwandeln.

Wir kamen schon so kaum klar. Als ich meine Absichten meiner Mutter gegenüber äußerte, wurde sie hysterisch. Ich versuchte, es ihr langsam schmackhaft zu machen. Aber ich konnte die Wahrheit nicht schönfärben. Die Schule kam zuerst. Ich konnte nicht weiter arbeiten.

Der größte Schock kam in einem Augenblick schwerer Unbesonnenheit, als ich ihr sagte, dass wir vielleicht genügend Geld für die Miete haben könnten, wenn sie nur die Selbstkontrolle hätte, sich vom Schnaps fernzuhalten.

Ich zuckte zusammen, als ich mich an ihre Reaktion erinnere. Wenn ich bis dahin den Eindruck gehabt hatte, sie sei hysterisch... nun, das konnte mit ihrer Reaktion danach nicht mithalten. Sie drehte total durch. Sie befahl mir zu verschwinden, sagte, ich sei undankbar, ich sei ein Blutsauger, ein Schnorrer und dass ich nicht besser sei als mein herumgammelnder, nichtsnutziger Vater.

Es war das erste Mal, dass sie ihn erwähnt hatte.

Natürlich wäre auch die stärkste, selbstbewussteste Fünfzehnjährige von solchen Anschuldigungen niedergeschmettert gewesen — besonders, wenn sie von jemandem kommen, der einem so nahe steht. Voller Tränen verließ ich das Haus und verbrachte die Nacht bei einer Freundin. Am nächsten Morgen, als ich mich leise ins Haus schlich, um meine Sachen zu packen, fand ich meine Mutter wartend auf meinem Bett vor.

Ihre Augen waren rot. Sie sah so aus, als hätte sie auch geweint. In dem Moment, als sie mich sah,

entschuldigte sie sich, sagte zu mir, dass sie nicht gemeint hätte, was sie gesagt hatte, und bat mich, ihr zu vergeben. Das tat ich... Aber nach diesem Streit waren die Dinge zwischen uns nie wieder so wie vorher.

Das ist der Grund, warum das plötzliche Erscheinen der Inseln so eine starke Wirkung auf mich hat. Einen Ort wie diesen zu besuchen, war ein Traum, den meine Mutter und ich gemeinsam hatten, obwohl wir beide wussten, dass es unmöglich war. Und nun... hier zu sein, auf dieser Jacht, mit Stonehart... das... das... haut mich einfach um.

»Lilly. Lilly, ist alles in Ordnung? Lilly!«

Ich schüttele meinen Kopf und komme zu mir.

Irgendwie bin ich auf dem Boden gelandet. Stonehart kniet neben mir mit seinen Händen auf meinen Armen. Warum liege ich auf dem Boden?

»Du bist getaumelt und gefallen«, sagt Stonehart, als könnte er meine Gedanken lesen. Sorge ist deutlich in seinem Gesicht zu erkennen. »Das muss die verdammte

Sonne sein. Du bist überhitzt und dehydriert.«

»Nein...« Ich schüttele meinen Kopf. »Nein, das ist es nicht.«

»Was dann?«, will Stonehart wissen.

»Ich... weiß es nicht. Es geht mir aber gut.« Ich beginne, mich hinzustellen. Stonehart hilft mir. Er lässt mich nicht einmal los, als ich schon stehe.

»Du bist nicht krank? Wie fühlst du dich? Hier, geh in den Schatten...«

Ich lasse mich von Stonehart zu einer Sonnenliege führen, die in der Nähe unter einem Sonnenschirm steht.

Vorsichtig setzt er mich ab, als wäre ich eine zerbrechliche Porzellanpuppe.

»Möchtest du etwas Wasser haben?«

Ich nicke leicht.

»Bleib genau hier. Beweg dich nicht. Ich bin gleich zurück.«

Ich beobachte, wie er sich entfernt. Einen Augenblick später kehrt er mit einem großen Glas voller Eis zurück. Er schenkt Wasser aus einem Krug hinein und gibt es mir.

Ich umfasse es mit beiden Händen. »Trink!«, sagt Stonehart. Da ist ein unverkennbarer Befehlston in seiner Stimme. Ich lege meine Lippen um den langen Metallstrohalm herum und nehme einen kleinen Schluck.

Er beobachtet mich aufmerksam. In dem Moment wird mir klar, dass Stonehart sich gerade um mich kümmert. Stonehart. Kümmert sich um mich.

Das ist fast nicht zu glauben.

»Du musst vorsichtiger sein«, schilt er mich. Aber seine Worte sind sanft. Als er seine Hand über meinen glatten Schenkel streichen lässt, verursacht seine Berührung ein prickelndes Wohlgefallen in mir. »Ich würde es verabscheuen, wenn dir aufgrund eines Versehens auf meiner Seite etwas zustoßen würde. Von jetzt an werden wir die Zeit begrenzen, die du der Sonne

ausgesetzt bist.«

»Was, hier?«, entgegne ich und werfe einen Blick auf das unberührte, glitzernde Wasser um uns herum. »Viel Glück!«

Er kichert. »In dem Fall werden wir darauf achten, dass du genügend Flüssigkeit zu dir nimmst. Ich brauche dich stark und gesund, meine liebe Lilly-Blume. Ich wüsste nicht, was ich mit mir selbst anstellen sollte, wenn du verwelkst.«

Ich lächle. Das war süß. »Weißt du, trotz aller Beweise, die auf das Gegenteil hindeuten, bin ich nicht annähernd so zerbrechlich, wie du vielleicht glauben möchtest.«

»Ich weiß, dass du das nicht bist«, sagt er. »Aber ich weiß auch, dass du verdammt dickköpfig bist. Das hast du mir gezeigt, als du dich so lange Zeit gegen den Vertrag gewehrt hast.«

Unfreiwillig weiche ich zurück. Das war in der

Vergangenheit, und obwohl ich es wahrscheinlich niemals vergessen werde, bereitet es mir Unbehagen zu hören, wie er davon spricht.

Stonehart bemerkt meine Reaktion. Er flucht leise. »Verdammt, Frau, ich werde mich nicht für das entschuldigen, was ich getan habe, um dich hierher zu bekommen. Aber haben die letzten paar Tage nicht bewiesen, dass die Dinge sich geändert haben?«

Vielleicht in deinem Kopf, denke ich. Die einzige Antwort, die ich ihm gebe, ist ein kleines Nicken.

Er steht auf. »Möchtest du unser Ziel kennenlernen?«
»Du meinst, du bist endlich dazu bereit, es mir zu sagen?«

»Nicht sagen«, antwortet Stonehart. Er streckt mir seine Hand entgegen. »Dir zeigen. Komm her!«

Ich nehme seine Hand, und er zieht mich hoch. Als wir zur Vorderseite der Jacht gehen, lässt er seinen Daumen auf eine merkwürdig liebenswürdige und doch ach so

unschuldige Weise über meine Knöchel gleiten.

In der Ferne, aber so viel näher als ich in Erinnerung habe, sehe ich eine wunderschöne, unbewohnte Insel. Zumindest ist es das, wofür ich sie anfänglich halte. Es dauert eine weitere Sekunde, bis ich die winzige Hütte bemerke, die sich in einem kleinen Winkel am Ufer befindet.

Dann wird mir klar, wie weit weg wir immer noch sind, und es dämmert mir, dass die Hütte gar nicht so winzig ist. Stonehart hat den Motor ausgeschaltet. Aber wir gleiten immer noch vorwärts, angetrieben von sowohl unserem Schwung als auch der Strömung.

»Das«, sagt Stonehart mit funkelnden Augen, »ist unser Ziel.«

»Gehört diese Insel dir?«, frage ich. Ich weiß, dass das eine dumme Frage ist, aber immerhin kann ich etwas sagen.

Stonehart zeigt um uns herum. »Mir gehören all diese

Inseln«, sagt er. Dann verändert er seine Aussage ein wenig. »Oder eher Stonehart Industries. Sie wurden von meiner Immobilienabteilung zu Beginn der Flaute in 2008 gekauft. Wir machten Pläne, Feriendörfer an diesen Ufern zu bauen, und die Inseln in ein wunderschönes Touristenziel zu verwandeln. Leider bekamen wir Probleme mit den Einheimischen.«

»Was ist passiert?«

»Das Übliche. Sie protestierten gegen uns, dass wir das Geschenk der Natur durch die Kommerzialisierung ruinieren würden. Das war zu erwarten. Ich war bereit, sie zu ignorieren, bis mein Pilot mich eines Tages über diese Inseln flog. Ich hatte sie vorher nicht gesehen. Ich war umgehend von ihrer Schönheit beeindruckt. Die Proteste machten Sinn. Ich entschied stattdessen, all diese Inseln als ein Schutzgebiet zu erhalten. Aber aus eher egoistischen Gründen. Siehst du«, er dreht sich zu mir, »in dem Moment, als ich diese Inseln sah, wusste ich, dass sie

etwas Besonderes sind. Sie wurden als eine Geschäftsinvestition gekauft, aber während dieses Fluges verliebte ich mich in sie. Und dann hatte ich diese Vorstellung... diese Vision... eine Frau zu finden, mit der ich sie teilen kann.«

Er tritt nahe an mich heran. Mein Herz beginnt zu rasen. »Diese Frau, Lilly«, sagt er und drückt mein Kinn nach oben, »bist du.«

Er lehnt sich nach unten, um mich zu küssen. Es ist ein Kuss voller Leidenschaft. Voller Leben. Ich klammere mich an seine Schultern und ziehe ihn nahe an mich heran, berauscht von der Schönheit des Augenblicks und der Süße seiner Worte. Selbst wenn sie eine Lüge sind. Selbst wenn sie von einem dunklen Ort kommen.

Sie berühren mich trotzdem.

Etwa so, wie *er* mich berührt.

Kapitel Vierzehn

Die Jacht geht vor Anker, und wir fahren mit einem kleinen Floß ans Ufer.

Eine kleine Gruppe von winkenden Einheimischen steht am Strand. Wo sie herkommen, kann ich nicht sagen.

Als wir uns nähern, sehe ich, dass es eine große Familie ist. Ich sehe einen Vater, eine Mutter und vier kleine Kinder: drei Jungs und ein Mädchen.

»Wer ist das?«, frage ich Stonehart.

»Unsere Wirtschaftler«, antwortet er.

Als wir fast angekommen sind, laufen die Kinder zum Dock. Sie lachen und schreien und sind sehr aufgeregt über unsere Ankunft.

Stonehart hebt das Mädchen auf, wirbelt es herum und kniet sich dann hin, um mit seinen Brüdern zu sprechen.

»Encanto de conicerte.«

Meine Augen weiten sich. »¿Hablas español?«

»Genug, um hallo zu sagen«, blinzelt Stonehart.

Inzwischen haben die Eltern uns auch erreicht. Die Mutter umarmt Stonehart und zieht ihn hinunter, um ihn auf die Wangen zu küssen. Der Vater schüttelt Stoneharts Hand mit beiden von seinen, während er seinen Kopf wieder und wieder und wieder hinunter beugt und Dinge sagt, die ich nicht verstehe, aber die sehr schmeichelhaft klingen.

Ich trete zurück und beobachtete fasziniert diese Begegnung. Es fühlt sich mehr wie eine große Familienzusammenkunft an als wie ein Landbesitzer, der auf seinem Eigentum ankommt.

Während die Dinge sich abspielen, richten die Kinder ihre Aufmerksamkeit auf mich. Zwei der Jungs sind schüchtern und verstecken sich hinter den Beinen der Mutter, während das kleine Mädchen auch weiterhin von Stonehart fasziniert ist. Der dritte Junge allerdings, der so

ausieht, als wäre er der älteste — obwohl er nicht älter als sechs oder sieben Jahre sein kann — nähert sich mir und schüttelt mir die Hand.

Ich schaue nach unten, überrascht von dem Gefühl dieser kleinen Handfläche, die um meinen Zeigefinger herumgeschlungen ist. Er hat etwas hinter seinem Rücken versteckt.

Ich knie mich hin und lächle. »Hallo«, sage ich. »Wie heißt du?«

Er kichert, schaut zuerst mich an, dann zurück auf den Sand hinunter und streckt mir dann seine andere Hand entgegen.

Darin befindet sich eine wunderschöne, perfekt geformte Muschel. »Für mich?«, frage ich. Er drückt sie in meine Handfläche. Als ich sie nehme, errötet er und dreht sich herum, um zu seinen Brüdern zurückzulaufen.

Sie beginnen zu lachen, sobald er sie erreicht, wobei ihre Stimmen laut und aufgeregt sind.

»Lilly.« Stonehart steht wieder neben mir. Ich schaue hoch und sehe, dass er sowohl die Mutter als auch den Vater mitgebracht hat.

»Dies ist Manuela«, sagt er. Dann wechselt er die Sprache. »Manuela, conocer Lilly.«

Die Frau — die mir kaum bis zum Kinn reicht — ergreift meine Hand und schüttelt sie fest. Dann reißt sie mich ohne Vorwarnung hinunter und küsst mich auf beide Wangen. Die ganze Zeit über strahlt sie und wiederholt die Worte »Wuuunderscheeen! Wuuunderscheeen!« wieder und wieder.

»Und ihr Mann Jose.« Stonehart zeigt auf den Mann, der ebenfalls breit lächelnd und förmlich meine Hand schüttelt.

Nachdem die Vorstellung beendet ist, werden wir von den Kindern abgelenkt, die zu uns zurücklaufen, um sich uns anzuschließen. Zwei von ihnen greifen Stoneharts Hand und meine. Sie ziehen uns hektisch und aufgeregt in

Richtung Haus. In der Zwischenzeit holt der Vater unser Gepäck und trägt es hinter uns her.

Manuela beginnt sofort zu plappern. Ich kann nicht einmal die einzelnen Worte voneinander unterscheiden, die sie von sich gibt, aber Stonehart scheint kein Problem damit zu haben, ihr zu folgen. Er übersetzt einiges für mich.

»Manuela sagt, du bist sehr hübsch. Eine Perle aus den tiefsten Wassern. Noch atemberaubender als jede Frau, die sie sich für mich vorgestellt hat.« Er lächelt einfältig. »Ich weiß nicht, warum ihre Erwartungen nicht so hoch sein sollten.«

Wir gehen in Richtung der Villa. Ich folge Stonehart in einer Art fassungsloser Benommenheit. Diese Menschen — diese Familie — beten ihn an.

Ich sehe, wie er mit den Kindern umgeht. Die Jungs und das kleine Mädchen laufen um ihn herum. Es macht ihm nicht nur nichts aus, sondern ich glaube, ihm *gefällt*

diese Aufmerksamkeit sogar.

Ich habe noch nie zuvor so etwas gesehen. Ich habe noch nie *erwartet*, so etwas zu sehen. Nicht von Stonehart.

Aber hier auf der Insel ist er ein anderer Mann. Vielleicht üben die Tropen eine gewisse Wirkung auf ihn aus. Vielleicht ist es die Sicherheit, die so ein weit entfernter Ort bietet. Er muss nicht auf der Hut sein. Er hat kein Image zu wahren und keine Rolle zu spielen.

Als ich darüber nachdenke, wird mir klar, dass es trotz allem, was er mir gezeigt und mir angetan hat, schwer sein muss, Stonehart zu *sein*. Er ist verantwortlich für die tagtäglichen Abläufe eines der erfolgreichsten und geheimnisvollsten Unternehmen der Welt. Er hat es aufgebaut. Er kann es sich nicht leisten, Schwäche zu zeigen, weder in seinem beruflichen noch in seinem privaten Leben.

Besonders seitdem sein privates Leben sich um mich dreht.

Aber ich kann es mir nicht gestatten, Mitleid für ihn zu empfinden. Er hat sich sein eigenes Grab geschaufelt. Und trotzdem, ihn so zu sehen... verleiht ihm einen unerwarteten Hauch von Menschlichkeit.

Ein warmes Gefühl beginnt, sich in meinem Herzen auszubreiten. Ich möchte es verdrängen, aber das mich umgebende Lachen, die unberührte, palmengesäumte Küste, die wunderschöne Villa vor uns... lassen das nicht zu. Ich kann nicht anders, als mich, nun, einfach *glücklich* zu fühlen. »Sie halten dich für einen Helden«, sage ich zu Stonehart, als wir schließlich alleine drinnen sind. Die Klimaanlage bietet eine willkommene Erleichterung von der Hitze.

Stonehart lächelt. Er sitzt auf dem Bett und lässt sich dann einfach so seufzend nach hinten fallen. Ich schnappe nach Luft — und fange dann an zu lachen. Das ist so... unerwartet.

»Sie haben früher einmal auf einer der Nachbarinseln

gelebt«, erklärt Stonehart. »Sie hatten große Angst, als sie herausgefunden haben, dass jemand — ein Ausländer — ihr Land gekauft hat. Als ich hierherkam und mich entschloss, es nicht zu entwickeln, waren sie außer sich vor Freude. Manuela bat mich, sie für mich arbeiten zu lassen. Sie wollte kein Geld annehmen. Sie wollte mir nur zeigen, wie dankbar sie war, dass ich meine Meinung geändert hatte.«

Er rollt sich zur Seite und hebt seinen Kopf, um mich anzuschauen. Er erscheint mir wie ein Junge, sorglos und gelassen. »Natürlich habe ich die Dinge dann mit Jose geregelt, um sicherzustellen, dass seine Familie bezahlt wird. Wir haben einen Fonds für die Kinder eingerichtet. Dahin wird das Geld bezahlt. Hier brauchen sie es nicht. Die Inselbewohner wissen, wie sie zurechtkommen. Sie fischen und jagen, um zu essen, und haben ihr Zuhause einige Meilen im Landesinneren. Jose hat ein Kajak, das ihn mit der Hauptinsel verbindet. Jedes Mal, wenn sie

Vorräte brauchen — Medikamente, Toilettenartikel —
fahren sie dorthin.

Es ist ein einfaches Leben. Sie blühen darin auf. Wenn ich die Entwicklung wie geplant durchgeführt hätte, hätten sie all das verloren. Also ja, in diesem Sinne, Lilly...«, ein spitzbübisches Grinsen spielt auf seinen Lippen, »... sehen sie mich als einen Helden an. Aber —«, sein Blick durchbohrt mich und sendet eine Flut von Erregung durch meinen Körper, »— es gefällt mir sehr viel besser, wenn das Wort aus deinem Mund kommt.«

»Du kannst überall hingehen, wo du möchtest«, erklärt Stonehart mir einige Stunden später, während er mit einem Finger in meinem Haar spielt.

Trotz der Klimaanlage sind wir beide
schweißgebadet. Ich fühle mich etwas müde, aber

zufrieden. Glücklich. Kraftlos.

»Hä?«, sage ich, da ich ihm nicht folgen kann. »Was meinst du?«

»Auf der Insel, Lilly«, sagt Stonehart. »Dein Halsband ist deaktiviert. Du brauchst die Brosche nicht zu tragen. Du kannst die Insel erforschen, so viel wie du möchtest...« Er hinterlässt eine kleine Serie von Küssen an der Seite meines Nackens, auf meiner Schulter und meinen Arm hinunter. »Solange du nicht versuchst zu entkommen.«

Alarmglocken erklingen in meinem Kopf. Augenblicklich ist all die Behaglichkeit, die ich empfunden habe, verschwunden.

»Warum würde ich versuchen zu entkommen?«, frage ich und versuche, diese Vorstellung abzutun.

Stonehart lächelt träge. »Ja, warum nur. Ich vertraue darauf, dass du es nicht tun wirst. Und außerdem sind wir vom Meer umgeben. Du würdest nicht sehr weit kommen.«

»Jeremy.« Ich drücke mich hoch und schaue ihm tief in die Augen. »Ich werde *nicht* versuchen wegzulaufen.«

Ein kurzes Aufblitzen von Überraschung zeigt sich hinter seinen Pupillen. Es wird schnell verschleiert.

»Gut«, sagt er. Er setzt sich auf, schwingt seine Beine aus dem Bett, streckt sich und steht auf. Wie von selbst wandern meine Augen zu seinem festen Hintern. Als Stonehart durch den Raum auf den Bambusschrank zugeht, sind die Muskeln seiner Beine und seines Rückens in ihrer ganzen Pracht zu sehen. Er zieht sich einen dünnen, blauen Morgenmantel über.

Ein kleines bisschen Enttäuschung kommt in mir auf. Er hat in der Tat einen fantastischen Körper.

Er dreht sich um, um mich anzuschauen, während er den Gürtel schließt. »Es gibt hier einige Dinge, vor denen du auf der Hut sein solltest«, warnt er mich. »Das meiste der Tier- und Pflanzenwelt ist harmlos. Aber es gibt einige Arten von Fröschen, die giftig sind. Wenn du irgendwelche

mit gelben Streifen auf dem Rücken siehst, halte dich fern. Sie werden dich nicht angreifen, aber wenn du sie erschreckst, könnten sie in Notwehr handeln.«

»Ich denke, ich kann mit ein paar launischen Kröten umgehen«, sage ich. »Ich habe in der Vergangenheit schon mit wesentlich beeindruckenderen Raubtieren zu tun gehabt.« Ich halte inne und versuche zu entscheiden, ob ich auch den Rest meiner Gedanken laut äußern soll, und entscheide mich dann dafür. »Wie dich zum Beispiel.«

»Wie mich?«, fragt Stonehart. »Nun, Lilly, das könnte gerade das größte Kompliment sein, das du mir je gemacht hast. Es schlägt all die Bezeichnungen, die du dir in der Limousine für mich ausgedacht hast.«

Ich zucke zusammen. »Bitte, müssen wir darüber sprechen?«, frage ich. Ich stehe auf, schreite zu ihm hinüber und lasse einen Finger an seinem entblößten Brustkorb hinuntergleiten. »Es gefällt mir so viel besser, wenn wir beide hier sind... in diesem Augenblick...

zusammen...«

Meine Hand bewegt sich weiter seinen Körper hinab. Sie gleitet über die letzten Wellen seiner Bauchmuskeln und arbeitet sich dann tiefer und tiefer und tiefer vor.

Ich beiße mir auf die Lippen, als ich beginne, ihn zu streicheln. Sein Geschlechtsteil beginnt umgehend, in meiner Handfläche anzuschwellen.

»Und ich dachte, du hättest genug«, murmelt er mit einer tiefen, heiseren Stimme.

Ich schüttele meinen Kopf. Eine teuflische Aufregung wächst in mir. »Keineswegs.«

»Frau, wenn du dich weiterhin so benimmst —«, ich kreische, als Stonehart mich von meinen Füßen reißt und mich zum Bett trägt, »möchte ich diese Insel nie wieder verlassen.«

So viel besser, denke ich heimlich.

Und ich greife nach seinem Haar und küsse ihn.

Kapitel Fünfzehn

Die nächsten Tage vergehen wie im Traum. Stonehart hat nicht gelogen, als er gesagt hat, dass er seine Zeit hier vollkommen mir widmen würde.

Wir schwimmen. Wir sonnen uns. Wir erforschen die Wildnis im Inland. Ich habe bisher keine gelb gestreiften Frösche entdeckt — weder buchstäblich noch im übertragenen Sinn.

Stonehart ist... nun, die beste Art, es zu beschreiben, ist zu sagen, dass er endlich *Jeremy* ist. Nicht Stonehart, sondern Jeremy. Nicht kalt und kalkulierend, sondern aufmerksam und gütig.

Wenn es nur immer so wäre.

Am ersten Tag lassen uns die Kinder allein, vermutlich auf Bitten ihrer Eltern hin. Aber am zweiten Tag tauchen sie wieder auf und jeden Tag danach.

Bevor ich diese Insel betreten habe, hätte ich erwartet, dass Stonehart etwas gegen solche Unterbrechungen unserer gemeinsamen Zeit einzuwenden hätte. Aber Jeremy, der neue Mann, den ich sehe, der der Beweis für noch eine weitere Schicht seiner Psyche ist, geht ganz locker damit um. Mehr als das. Er liebt es. Er läuft mit den Jungs am Strand herum, setzt sich hin und plaudert mit dem Mädchen, hilft ihr, das Essen oder Getränke zuzubereiten oder bei jeder anderen kleinen Aufgabe, die ihre Mutter ihr gegeben hat.

Ich lerne ihre Namen. Die Jungs heißen Aldo, Diego und Matias. Das Mädchen heißt Luciana. Ich lerne sogar einige Worte Lateinamerikanisch: concha da mar, was Seemuschel bedeutet, wie die, die mir geschenkt wurde, und muchacha bonita, was so viel wie »die schönste Frau, die auf der Erde umherwandelt« bedeutet.

Das hat Jeremy mir beigebracht.

Am dritten Tag begebe ich mich mit zwei der Jungs

auf ein Abenteuer in die Wildnis. Sie amüsieren sich prächtig, als ein riesiges, rotes Etwas vom Boden auffliegt und mich dazu veranlasst aufzuschreien und mich auf den Boden zu werden. Diego ergreift meine Hand und zeigt nach oben auf den wunderschönen, roten Papageien, der sich auf einem der höheren Äste niedergelassen hat.

Obwohl die Kinder altersmäßig nicht sehr weit auseinander sind, sind sie so unterschiedlich wie es nur geht. Matias, der Jüngste, ist bei weitem der größte Unruhestifter. Diego, der Mittlere, ist zurückhaltend und nachdenklich... bis etwas Neues und Glänzendes seine Aufmerksamkeit weckt, und dann ist er so spontan, wie man es sich nur vorstellen kann.

Aldo, der mir die Muschel geschenkt hat, ist eigentlich der Ruhigste der Bande. Ich sehe, wie er als der Älteste auf seine Brüder und Schwester aufpasst.

Sie sind alle gute Freunde. Ich denke, das müssen sie auch, ohne irgendwelche anderen Kinder um sie herum,

aber ihre Zuneigung zueinander ist ansteckend. Es ist offensichtlich, dass sie großartige Eltern haben, selbst wenn ich Manuela oder Jose niemals getroffen hätte.

Sich einige Stunden am Tag Zeit zu nehmen, um mit den Kindern herumzualbern, macht Spaß. Es ist außerdem etwas, von dem ich nie erwartet hätte, dass ich es einmal tun könnte — zumindest nicht, solange ich Stoneharts fünf Jahre abarbeite. Aber auf der Insel lerne ich, wie anders die Dinge sein könnten.

Könnten. Das ist die wichtigste, operative Unterscheidung. Die Zeit hier zeigt mir, wie die Dinge sein *könnten*, in einem anderen Leben, in einer anderen Welt, in einer anderen Existenz.

Aber es ist nicht, wie die Dinge *sind*. Es wird mich nicht fälschlicherweise dazu verleiten zu wanken und meine Absicht zu vergessen, wenn wir nach Amerika zurückkehren. Das wird nie wieder geschehen.

Das heißt aber nicht, dass ich meine Zeit hier und jetzt

nicht genießen kann. Und das tue ich. Unheimlich sogar. Ob es nun mit Jeremy oder mit den Kindern ist, alles was geschieht, fühlt sich so an, als wäre es in einen weichen, himmlischen Glanz getaucht worden.

Und apropos Jeremy... nun, wie ich schon gesagt habe, wenn die Umstände anders wären, würden die Dinge, die er hier tut, genügen, um mich in ihn zu verlieben. Er ist süß und mitfühlend. Er stellt meine Bedürfnisse und Wünsche über seine.

Eigentlich ist das nicht ganz richtig. Es ist wahrscheinlich eher so, dass *seine* Wünsche recht gut mit *meinen* übereinstimmen.

Er und ich entdecken einen verborgenen Wasserfall zusammen, der tief in einer üppigen, grünen Waldlichtung verborgen ist. Wir klettern auf die Spitze, schauen uns um, und dann überrascht er mich — und lässt mein Herz in die Hose rutschen — als er sich lachend sein Hemd vom Leib reißt und in das sprudelnde Wasser unter uns hineintaucht.

Ich laufe zur Kante und schaue nach unten. Ich kann nur erkennen, dass das Wasser ein wenig aufgewühlt ist, wo er eingetaucht ist. Diese Stelle wird schnell vom herabfallenden Strom des Wasserfalls verdeckt.

»Bist du verrückt?«, schreie ihn an, als er wieder auftaucht. »Du hättest dich umbringen können! Woher wusstest du, dass das Wasser nicht flach ist?«

Er lacht und streift sein nasses Haar zurück. »Tu nicht so, als wäre das so ein großer Verlust für dich gewesen.«

»Das wäre es!«, schreie ich und gebe mir dabei große Mühe, meine Stimme über die Geräusche des fallenden Wassers zu erheben. »Wenn du stirbst, würde ich hier festsitzen!«

»Manuela und Jose würden sich um dich kümmern«, grinst er. »Gar nicht mal so schlecht.«

»Ja, nun, ich will aber nicht für immer auf einer abgelegenen karibischen Insel festsitzen!«

»Weißt du, was ich denke?«, fragt Jeremy.

»Was?«, schieße ich zurück.

»Ich denke, dass deine Besorgnis für mein Wohlergehen in der Tat aufrichtig sein könnte.«

»Ach was!«, rufe ich, wobei seine lässige Ungeniertheit mich unglaublich verärgert. Ich krieche näher an die Kante heran. »Es...«

Ich komme nicht dazu, meinen Satz zu beenden. Mein Fuß rutscht auf einem nassen Felsen aus und gleitet unter mir weg.

Ich falle heftig auf meinen Hintern. Mit einem Keuchen fährt mir die Luft aus den Lungen. Überwältigende Angst überkommt mich, als ich beginne, den Hang hinunter zu gleiten. Noch bevor ich überhaupt schreien kann, falle ich über die Kante durch die Luft und suche, greife und fasse nach etwas, um meinen Fall zu stoppen.

Aber da ist nichts. Kühle Luft streicht über mein Gesicht. Der Fall kommt mir endlos vor. Meine Seite

kollidiert in einem merkwürdigen Winkel mit der harten Oberfläche des Wassers. Schmerz durchfährt mich, der von einer sofortigen Taubheit gefolgt ist, welche die gesamte linke Hälfte meines Körpers erfasst. Instinktiv versuche ich, Luft zu holen, aber merke, dass außer Wasser nichts weiter meinen Mund und meine Nase füllt.

Ich trete mit all der Kraft in meinen Beinen und suche verzweifelt nach der Oberfläche. Ich drehe mich zu weit und verliere die Orientierung. Ich kann oben nicht von unten unterscheiden.

Panik überkommt mich. Ich kämpfe mit dem Wasser, ich kralle und trete und drehe mich. Aber die erschreckende Flüssigkeit umgibt mich. Meine Lungen schreien nach Luft. Der krampfhafte Reflex bringt mich zum Husten. Mehr Wasser dringt in meinen Körper ein.

Im tiefsten Innersten meines Herzens weiß ich, dass ich ertrinke.

Zwei starke Hände greifen mir unter die Arme. Einen

Augenblick später — obwohl es meiner verängstigten Psyche wie ein ganzes Leben vorkommt — durchbreche ich die Wasseroberfläche.

Ich weiß nicht, was als nächstes passiert. Ich habe nur einen kurzen Augenblick, bevor mein Gehirn aufgrund des Sauerstoffmangels das Bewusstsein verliert.

Kapitel Sechzehn

Langsam öffne ich meine Augen. Es ist dunkel. Ich fühle ein raues Stechen hinten in meiner Kehle.

Ich höre das Rascheln von laufenden Füßen und dann wie sich eine Tür öffnet und schließt. Einen Augenblick später leuchtet ein trübes Deckenlicht auf.

»Lilly.« Es ist Stonehart. Seine Stimme kommt von hinter mir. Ich strecke meinen Hals, um nach hinten zu schauen, aber er ist augenblicklich an meiner Seite.

Er nimmt meine Hand und hält sie fest. Ich kann die Anspannung spüren, die ihn umgibt. Ich schaue ihn an und dann an ihm vorbei. Es dauert lange, bis ich das Zimmer, in dem wir uns befinden, als das Schlafzimmer wiedererkenne.

»Wie bin ich hierhergekommen?«, frage ich schwach.

»Ich habe dich getragen«, antwortet er. »Ich habe mir

solche Sorgen um dich gemacht.«

»Um mich armes, altes Wesen?« Ich lächle angespannt. Ich fühle mich schwach, wahrscheinlich aus einer Mischung aus Dehydrierung, Nahrungsmangel und meinem jüngsten Missgeschick. »Hey, ich bin zäher, als du glaubst.«

»Du warst zwei Tage lang ohne Bewusstsein«, erklärt er mir.

Dann sehe ich seine rot umrandeten Augen. Seinen unrasierten Bart. Sein zerknittertes Hemd.

Er sieht schrecklich aus. Schlimmer als ich ihn je gesehen habe. Hier sitzt ein Mann, der so aussieht, als wäre er am Rand der Hölle gewesen.

»Lilly... was passiert ist... war mein Fehler.« Seine Hand zieht sich um meine zusammen. »Ich war unvorsichtig, und du wurdest verletzt. Dafür kann ich mir nicht vergeben.«

Von all den Dingen, für die er Reue empfinden könnte,

entscheidet er sich *hierfür*?

»Ich habe deine Seite nicht einmal verlassen«, erklärt er mir. »Manuela und die anderen sind im Nebenzimmer. Sie waren krank vor Sorge.«

»Sag ihnen... dass es mir gut geht.« Ich beginne, mich hochzudrücken. »Ich bin nur ein wenig hungrig.«

»Nein.« Stoneharts Hand ergreift meine Schultern. Er drückt mich vorsichtig nach unten. »Bleib liegen. Beweg dich nicht. Was immer du brauchst, ich werde es dir bringen.«

Er kümmert sich um mich. *Schon wieder*. Irgendwo tief in mir drinnen taucht ein kleines Fünkchen Hoffnung auf und sagt mir, dass diese Seite von Stonehart vielleicht aufrichtig ist. Oder dass sie zumindest von einem ehrlichen Ort der Sorge kommt.

Ich lehne mich zurück. Zu wissen, dass ich von so einem fähigen Mann umsorgt werde, spendet mir einen gewissen Trost. Von Jeremy. Nicht von Rose, nicht von

Stonehart, sondern von *Jeremy*.

Außerdem finde ich seine Sorge sehr süß. Niemand könnte solche Hingabe vortäuschen. Wenn er meine Seite wirklich kein einziges Mal verlassen hat...

»Wo warst du, als ich aufgewacht bin?«, frage ich plötzlich.

»Am Telefon. Draußen. Ich war dabei, einen Hubschrauber zu bestellen, um dich in ein Krankenhaus zu bringen. Es ist ein Glück, dass du noch rechtzeitig aufgewacht bist. Manuela hat einen Blick auf dich geworfen, als ich dich hierher gebracht habe. Die Inselbewohner haben mehr Erfahrung mit Wasser als jeder andere, den ich kenne. Das müssen sie auch. Ihr Leben dreht sich darum. Als ich ihr erzählt habe, was passiert ist, hat sie dich untersucht und mir versichert, dass du dich erholen würdest. Irgendwann. Aber Gott weiß, was dir im Wasser zugestoßen ist. Ich wusste nicht, ob du dir den Kopf gestoßen und eine Gehirnerschütterung zugezogen

hattest. Ich konnte keine sichtbaren Verletzungen feststellen, aber trotzdem...«

Er verliert sich, während er seinen Kiefer bewegt, als er wegschaut. Er scheint kurz davor zu sein, etwas zuzugeben oder vielleicht etwas zu tun, ist aber unentschlossen.

»Trotzdem was?«, frage ich leise.

»Trotzdem, ich wollte das Risiko nicht eingehen«, gibt er schließlich zu. An seinem Ausdruck und seinem Tonfall kann ich erkennen, dass das nicht das ist, was er ursprünglich sagen wollte. »Ich wusste nicht, wie du reagieren würdest, wenn du in einem Krankenhauszimmer aufwachen würdest. Das war das Letzte, dem ich dich aussetzen wollte.«

Denn in einem Krankenhausbett befinde ich mich außerhalb deiner Kontrolle, denke ich.

Ich sage nichts.

»Manuela bestand darauf, dass es dir gut gehen

würde. Aber jede Stunde, die verstrich, hat mich immer nervöser gemacht. Ich hatte eine Frist gesetzt. Wenn sich dein Zustand bis neun Uhr heute Abend nicht verbessern würde, würde ich einen Hubschrauber rufen.«

»Wie spät ist es jetzt?«

Stonehart lehnt sich nach vorn und küsst meine Stirn.
»Zwanzig nach acht. Du weißt wirklich, wie man einen Mann reizt.«

»Hmmm.« Ich schaue an die Decke und denke über all das nach, was er gesagt hat. Noch eine halbe Stunde, und ich wäre nach Florida geflogen worden.

Ist es gut, dass ich aufgewacht bin? Ich weiß es nicht. Um ehrlich zu sein, wäre es wahrscheinlich *tatsächlich* dramatisch gewesen, in einem Krankenhauszimmer zu mir zu kommen. Ich hätte keine Ahnung gehabt, wie ich mich verhalten sollte. Was hätte ich in meiner momentanen geistigen Verfassung getan, wenn ich mich von Ärzten und Schwestern und anderen Leuten umgeben wiedergefunden

hätte? Was würden sie über das Halsband denken? Was *dürfte* ich sagen? Würde ich die Brosche tragen?

Vielleicht ist es das Beste, dass ich jetzt aufgewacht bin. Auf diese Weise gibt es keine Unsicherheiten. Auf diese Weise kann ich meinen ursprünglichen Plan verfolgen, ohne von neuen Möglichkeiten verleitet zu werden.

»Da ist etwas, das ich tun wollte«, sagt Stonehart und unterbricht meine Gedanken. »Ich habe die Entscheidung getroffen, als ich dich zurückgetragen habe.«

»Ach ja?« Ich schaue zu ihm hoch und sehe seine unbestreitbare Ernsthaftigkeit. Mein Herz beginnt zu flattern, nur ein kleines bisschen. »Was?«

»Eine Sekunde.« Stonehart wirft einen kurzen Blick über seine Schulter. »Ich glaube, du hast Besuch.«

Ich hebe meinen Kopf und sehe, wie Luciana durch die Tür blickt.

»Esta buena«, sagt Stonehart. »Sag deiner Familie,

dass Lilly sie sehen möchte.«

Luciana nickt und läuft davon. Nur Augenblicke später bin ich von der Familie umgeben, deren Gesichtsausdrücke sowohl Erleichterung als auch Besorgnis zeigen.

Manuela gibt mir etwas Kaltes zu trinken und hilft mir dabei, das Glas an meine Lippen zu halten. Dann schilt sie ihre Kinder dafür, zu laut zu sein. Ich verstehe die Worte zwar nicht, aber ihre Reaktion spricht Bände.

Ich bitte Stonehart, ihr zu sagen, dass die Kinder kein Problem darstellen. Er tut es, aber trotzdem führt Manuela nach nur wenigen Minuten alle hinaus und lässt mich wieder mit Stonehart allein.

»Ich glaube, du bist ihr neuer Liebling«, murmelt er, als sich die Tür schließt. »Du hast sogar mich übertroffen.«

»Ich bezweifle, dass irgendjemand das tun könnte«, sage ich. »Sie verdanken dir ihr Leben.«

Genau wie ich.

»Hm.« Er schaut zur Tür. Nach einer Minute geht er hinüber und schließt sie ab. »Ich will nicht unterbrochen werden«, sagt er.

Er dreht sich um, um mich anzuschauen. Ich erkenne einen ernsten, fast feierlichen Ausdruck auf seinem Gesicht. Ich habe Stonehart noch nie gestresst gesehen — bis jetzt.

Er sieht sichtbar müde aus. Das ist bei weitem ein Novum.

Das zeigt mir, irgendwo tief drinnen ist er wirklich nur ein Mann. Natürlich, er kann sich wie ein Monster verhalten. Er kann absolut herzlos und kalt und leidenschaftslos sein... Aber all diese Fehler kommen von irgendwo anders her. Von irgendeiner verborgenen Stelle, die ihn dazu verleitet, das zu tun, was er tut.

Stonehart ist kompliziert. Niemand würde das je bestreiten. Verdammt, selbst Menschen, die ihn nur aus der

Ferne kennen, würden dem zustimmen. Aber ich habe all die unterschiedlichen Seiten an ihm gesehen. Ich habe ihn kalt gesehen. Ich habe ihn ärgerlich gesehen. Ich habe ihn dominierend, launisch und unberechenbar gesehen.

Ich habe ihn außerdem süß gesehen. Ich habe die Güte gesehen, zu der er manchmal fähig ist. Das genügt zwar nicht, um all die Dinge, die er getan hat und die am anderen Ende des Spektrums existieren, zu vergessen. Aber trotzdem ist es irgendwie beruhigend zu wissen, dass die Fähigkeit zur Güte immer noch vorhanden ist. Sie wurde von der Person, die er für sich selbst erschaffen hat, nicht ausgelöscht.

»Lilly.« Er spricht meinen Namen zärtlich aus. Wie ein wahrer Liebhaber. Seine Stimme, die immer einen großen Einfluss auf mich hatte, bewegt mich auf eine ganz ursprüngliche Weise.

Ich kann nicht anders, als darauf zu reagieren. Sie greift in meine Seele hinein und rührt mich zu Tränen...

besonders, wenn mein Name auf diese Weise über seine Lippen kommt.

»Ja?«, flüstere ich. Mein Herz pocht aufgeregt in meiner Brust. Dies trägt zu der Erwartung dessen, was da kommen mag, bei. Ich habe keine Ahnung, was das sein könnte, aber irgendein Gespür, das sich daraus entwickelt hat, so viel Zeit mit Stonehart verbracht zu haben, sagt mir, dass es nichts Schlimmes ist.

»Als du bewusstlos warst«, beginnt er und geht langsam auf mich zu, »konnte ich nicht schlafen. Ich habe nichts gegessen. Meine Gedanken drehten sich einzig und allein um dich. Und alles, was ich gespürt habe, war dieses überwältigende Schuldgefühl. *Ich habe dies getan, habe ich zu mir selbst gesagt. Ich trage die Schuld daran.*«

Ich schüttele meinen Kopf. »So ist es nicht. Ich gebe dir keine Schuld! Es war ein Unfall. Ich bin ausgerutscht und gefallen. Und außerdem...«, ich schlucke und erinnere

mich an seine Arme, die mich im Wasser aufgefangen haben, »...hast du mich gerettet.«

»Wenn ich nicht gewesen wäre, hättest du nicht gerettet werden müssen!«

Dieser Ausbruch lässt mich zurückweichen. Stonehart sieht jetzt schmerzerfüllt und ärgerlich aus. Ich kann allerdings sehen, dass er — zum ersten Mal — nicht auf mich ärgerlich ist, sondern auf sich selbst.

Er holt einen tiefen Atemzug, der seine Brust anschwellen lässt. »Es tut mir leid«, sagt er. »Du weißt, wie sehr ich es hasse zu schreien. Aber Lilly, in deiner Gegenwart... spüre ich, wie Emotionen in mir aufsteigen, die ich schon seit Jahren nicht mehr empfunden habe. Seit *Jahrzehnten*.«

Er setzt sich auf die Seite des Bettes. Er lässt eine Hand durch sein Haar gleiten und schaut in die Ferne, als er spricht. Das trübe Licht fügt seinen Worten eine zusätzliche Tiefe hinzu.

»Du musst verstehen... wer ich bin«, sagt er. »Und ich kann dir nicht alles sagen. Nicht jetzt. Noch nicht.

Aber einmal habe ich dir eine Geschichte aus meiner Vergangenheit erzählt. Von meinem Vater und meinen Brüdern. Weißt du, seitdem ich ein Teenager war, habe ich nicht mehr mit ihnen gesprochen.

Mein ganzes Leben basiert auf Rache. Ich weiß, dass es schrecklich ist, das zu sagen, aber ich rede nicht gern um den heißen Brei herum. Ehrlichkeit, besonders mit sich selbst, ist wichtig für einen Mann in meiner Position.

Ich hätte nie geglaubt, dass ich diese Dinge einmal jemand anderem gegenüber zugeben würde. Ich bin...«, seine langen Finger umfassen die Kante der Matratze, er schluckt, und dann dreht er sich noch weiter von mir weg. »Ich bin noch nicht bereit, Lilly. Alles, worum ich dich bitte, ist ein wenig Geduld. Mit mir. Bitte.«

Er klingt so unglaublich ernst. Kein Mensch kann so gut schauspielern. Ich entscheide, dass er es, verdammt,

ernst meint!

Ich greife nach vorn und lege meine Hand auf seine. Langsam bewegt er seinen Kopf, als wäre es ein schweres Gewicht, und folgt mit seinem Blick von seiner Schulter beginnend seinen Arm hinunter. Er bleibt auf unseren verschränkten Fingern haften. Dann, nach einem düsteren Augenblick, hebt er seine Augen und schaut mich an.

Als ich seine dunklen Pupillen sehe, die das flackernde Licht widerspiegeln, werde ich von Ungläubigkeit erfüllt. Es könnte nur ein Trick der Dunkelheit sein, aber ich glaube einen Augenblick lang, dass seine Augen tatsächlich glitzern. Wie vor Nässe. Wie mit Tränen.

Er schaut weg, bevor ich ihn besser ansehen kann. Aber dieser kurze Blick genügt, um mir das Gefühl zu geben, als wäre ich von einem Lastwagen überrollt worden.

Stonehart weint? Stonehart zeigt eine der

ehrlichsten, menschlichen Reaktionen?

Ich kann es nicht glauben.

Er dreht seine Hand um und nimmt meine. Wärme durchfährt meinen Arm.

»Das kann ich tun«, sage ich leise.

»Danke«, sagt er. Dann fährt er fort. »Ich wollte Rache an meinem Vater nehmen. Die habe ich bekommen. Ich wollte Rache an meinen Brüdern nehmen. Die habe ich auch bekommen. Mein Leben war darauf ausgelegt, denjenigen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die mir Unrecht getan haben. Das hat mich zu dem gemacht, wer ich bin. Ich entschuldige mich nicht für meine Taten. Ich lebe ohne Reue. Die einzige Möglichkeit, das zu tun, ist jedoch, sich von der Welt zurückzuziehen. Ohne Emotionen und ohne Mitgefühl zu leben. Ohne... Liebe.«

Unvermittelt steht er auf. Er beginnt, im Raum auf und abzugehen, wobei sein Kiefer sich zwischen seinen abgehackten Sätzen erst ver- und dann wieder entspannt.

»Ich habe es alles geschafft, weißt du. Alles, was ich je erreichen wollte. Ich habe es für mich selbst geschafft. Die Teile begannen, sich zusammenzufügen, als ich Stonehart Industries gegründet habe. Der Name — der Name —«, er lacht humorlos, »— war ein Kindheitstraum. Ich habe meinen richtigen Nachnamen gehasst. Ich habe ihn *gehasst*. Weißt du warum, Lilly? Weil ich ihn von meinem Vater hatte. Weil er eine permanente Erinnerung an meine Verbindung zu ihm war. Nun, sobald ich konnte, durchtrennte ich dieses Band. Ich brach alle Verbindungen zu meiner Familie ab. Zu allen... außer zu der einen Person, die mich anständig behandelt hatte. Außer zu meiner Mutter.«

»Sprichst du immer noch mit ihr?«, frage ich.

»Sie ist tot.«

Eine tiefe Stille erfüllt den Raum. Ich fühle mich unwohl. Mulmig. Was habe ich mir dabei gedacht, so eine dumme Frage zu stellen?

Stonehart geht zum Schrank und lehnt sich dagegen, wobei er sich mit seinen Armen abstützt. Er schaut über seine Schulter hinweg zu mir. Die Tränen — die eingebildeten Tränen? — sind verschwunden.

»Ja, Lilly, sie ist tot, und ich war nicht in der Lage, das zu verhindern. Ich hätte ihr helfen können. Wenn ich nur nicht so verdammt schwach gewesen wäre. So verdammt dumm. Ich hätte sie retten können!«

»Wann?«, frage ich sanft.

Er gibt ein säuerliches Lachen von sich. »Vor mehr als zwanzig Jahren. Nicht lange, nachdem du geboren wurdest. Wenn ich nur fünf Jahre mehr gehabt hätte... verdammt, wenn ich nur *drei* gehabt hätte... hätte ich die Dinge ändern können. Vielleicht wäre sie heute noch am Leben. Aber vor zwanzig Jahren hatte ich nicht die Macht, die ich heute zur Verfügung stehen habe. Ich spreche nicht von Ärzten oder Behandlungskosten, Lilly. Du weißt, dass mein Vater reich war. Er hatte die Mittel. Der Tod meiner

Mutter erfolgte nicht aufgrund eines Mangels an Ressourcen. Er erfolgte aufgrund von etwas anderem. Etwas... Bedrohlicherem. Einer Art von Wahnsinn — obwohl niemand außer mir das so sieht.

Egal.« Er schüttelt seinen Kopf. »Das ist nicht das, was ich dir erzählen wollte. Hier geht es nicht um mich. Hier geht es um dich. Aber...«, er atmet aus, »...damit du es verstehst, *muss* es um mich gehen. Begreifst du das nicht? Du und deine Wirkung auf mich.«

Stonehart atmet noch einmal tief ein. »Vielleicht geht es nicht länger um mich. Vielleicht geht es um *uns*. Ich habe zuvor noch nie darüber nachgedacht, als eine geschlossene Einheit zu existieren und von einer anderen Person abhängig zu sein. Ich habe einer Beziehung niemals mehr Wert beigemessen als nur Sex. Und du weißt«, lächelt er, »darauf habe ich einen unersättlichen Appetit.«

Hitze durchflutet meine Wangen. Was das betrifft, hat er mit Sicherheit Recht.

»Der Tod meiner Mutter trieb mich noch tiefer in die Verdorbenheit hinein, die ich für mich selbst aufgebaut hatte. Ich hatte nichts mehr zu verlieren, also griff ich die Welt mit einer zielstrebigem Grausamkeit an. Ich erschuf mein gesamtes Reich, denn das war alles, was ich tun konnte. Aber es war mehr als das, Lilly. Ich fand heraus, dass dieser Wettbewerb mich aufblühen ließ. Ich hatte großen Erfolg damit, als Außenseiter zu existieren. Stonehart Industries von Grund auf aufzubauen, erfüllte mich. Es gab mir einen Sinn. Es gab mir Ziele. Klare, definierbare Ziele, bei denen der Erfolg in Dollar und Cent gemessen werden konnte.«

Er kichert. »Nun. Vielleicht nicht in Cents. Es ist schon sehr lange her, dass ich mir über Cents Gedanken gemacht habe. Materielles Eigentum war alles, was ich begehrte. Ich bekam all das. Als ich jünger war, dachte ich, das würde genügen, um mich zu befriedigen. Du hast nur einen kleinen Teil des Reichtums gesehen, von dem ich

spreche. Autos, Jachten, Flugzeuge. Immobilien auf dem Land, in den Bergen, Wohnungen überall auf der Welt. New York, Paris, Sydney, Kreta. Kleidung. Wunderschöne Frauen — die meisten davon bezahlt, einige nicht. Der Grund dafür —«, stellt er klar, »ist, damit es niemals eine emotionale Bindung geben würde. Nicht von meiner Seite aus. Ich war niemals gefährdet. Aber *sie* waren es. Professionelle... Models aus Schweden, Russland, aus dem Osten... betrachten Sex ebenfalls als eine geschäftliche Transaktion. Das ist alles, was ich wollte. Keine Komplikationen. Keine Gefühle. Kein theatralisches Getue.«

Er setzt sich auf die Seite des Bettes. »Mir ist schon nachgestellt worden, Lilly. Des Öfteren sogar. Das ist der Grund dafür, warum ich so lebe, wie ich es tue. Das ist der Grund, warum mein Grundstück in Kalifornien so abgeschieden ist. Welche junge, hübsche Frau auf der Suche nach ihrem Glück würde nicht mit mir zusammen

sein wollen? Wie weit würde sie gehen, um sich den Geschäftsführer von Stonehart Industries zu schnappen? Ich weiß, wer ich bin. Ich weiß, dass mein Erfolg mich zu einem Magneten für die schlimmste Art von Frauen macht. In meinen Dreißigern... habe ich den Fehler gemacht, eine in mein Leben hineinzulassen. Sie hat mich fast ruiniert.«

»Was ist passiert?«, frage ich leise.

»Nichts, was für dich von Bedeutung wäre, meine Lilly-Blume«, sagt er süß. »Besonders da ich mir geschworen habe, diesen Fehler niemals zu wiederholen. Ich habe es mir geschworen, und ich bin dabei geblieben. Aber dieses hier...«, er dreht sich um und legt sich neben mich, »...wir... *du*... das ist kein Fehler.«

Seine Finger gleiten an meinem Arm hinunter. Ich erschauere.

»Steh auf«, flüstert er.

Ich blinzele. Er hat sich gerade zu mir gelegt, und nun will er, dass ich aufstehe?

Aber etwas in mir verleitet mich dazu, ihm ohne zu protestieren zu gehorchen. Ich will den Zauber nicht brechen, der über ihn gekommen ist.

»Stell dich vor mich hin.« Er setzt sich auf und stellt seine Füße auf den Boden. Er zieht mich zwischen seine Beine und streichelt mit beiden Händen die Seiten meiner Hüften. »Du bist so unvergleichlich schön«, sagt er. »Und als ich dachte, ich hätte dich verloren... als ich dachte, dass ich dich nicht noch einmal wach sehen würde, habe ich mir selbst versprochen, dass ich deine Schönheit, deine Unschuld, deine Süße nicht länger verunzieren werde. Weißt du, worüber ich spreche, Lilly?«

»Nein.« Meine Stimme klingt distanziert und sanft, als wenn sie nicht einmal mir gehören würde.

Er nimmt meine Hände und hält sie an seine Lippen. Er atmet tief ein und beginnt dann, sich langsam zu erheben.

Als er aufrecht vor mir steht, überragt er mich. »Ich

spreche über...«, seine Hände erheben sich hinter mir und berühren das Halsband. »Das hier.«

Mir stockt der Atem.

Er kann noch nicht... er kann doch nicht tun...

woran ich denke. Oder doch?

»Heb deinen Kopf an!«, flüstert er.

Ich gehorche ihm. Er tut etwas mit seinen Fingern. Ich höre ein leises Klicken.

Und das Halsband fällt herunter.

Stonehart dreht sich um und legt es aufs Bett. Meine Hände zittern schwer, als ich sie anhebe, um meinen Hals zu berühren. Meine Finger erforschen die Stelle, wo sie erwarten, dass dünne Stück Plastik zu finden.

Alles was sie entdecken, ist meine eigene weiche Haut.

Ein ersticktes Schluchzen steigt in mir hoch. Nur eines. Mein gesamter Körper fühlt sich leicht an. So

leicht. Als wäre er nicht länger mein eigener. Als wäre ich... als wäre ich...

Als wäre ich endlich frei.

Tränen füllen meine Augen. Meine Knie werden weich.

Stonehart fängt mich, bevor ich fallen kann. Er hebt mich auf und hält mich mit der Zärtlichkeit, die man einem neugeborenen Kind schenkt.

Er trägt mich in seinen Armen und setzt mich auf dem Schreibtisch ab. Er berührt die nasse Spur auf meiner Wange. Sein Daumen wandert weiter meinen Körper hinunter. Er lässt einen Träger meines Hemdes hinabgleiten.

Vorsichtig streicht er mit seiner Hand über meine Brüste.

»Du«, sagt er, »bist so wunderschön. Und ich verspreche dir, Lilly, dass ich dich niemals wieder misshandeln werde.«

Und dann küssen wir uns, und ich verliere mich
komplett in seinen Armen.

Kapitel Siebzehn

Stonehart verlängert unseren Aufenthalt auf der Insel, um die verlorene Zeit wiedergutzumachen.

Nein. Nicht Stonehart. Nicht mehr.

Er ist jetzt Jeremy, sowohl in meinen Gedanken als auch in meiner Sprache. Er ist Jeremy, und ich empfinde keine Skrupel, ihn so zu nennen.

Alles fühlt sich wunderbar an. Dies ist jetzt wirklich ein Paradies. Ich bin frei im Kopf, im Geist und im Körper.

Ich sauge die Sonne in mir auf und esse jeden Bissen der exotischen Mahlzeiten, die Manuela zubereitet. Während der Nacht lieben Jeremy und ich uns. Wir trinken. Entweder Rum oder Tequila oder Wein oder irgendeinen anderen Alkohol, der uns zur Verfügung steht. Wir unterhalten uns über Unsinnigkeiten. Wir lachen.

Ohne das Halsband ist es fast so, als wäre eine Last von Jeremys Schultern genommen worden. Er benimmt sich mir gegenüber freier als je zuvor. Ich bekomme nicht das Gefühl, dass er irgendetwas zurückhält. Er ist einfach er selbst.

Und das ist wundervoll!

Nach dem Abend, als er mir das Halsband abgenommen hat, hat er keine weiteren Geständnisse oder Offenbarungen abgelegt. Aber das macht mir nichts aus. Unser Zusammensein besitzt eine unausgesprochene Unschuld.

Eines Abends, als wir neben einem großen Lagerfeuer am Strand liegen, eröffnet Jeremy mir etwas Unerwartetes.

»Morgen Abend«, sagt er, »wird uns ein Hubschrauber abholen und auf die Hauptinsel bringen. Dort findet eine Wohltätigkeitsveranstaltung statt, an der ich teilnehmen muss. Ich wurde gebeten, eine Rede zu halten. Zuerst habe ich nein gesagt, denn ich wollte meine

Zeit mit dir nicht unterbrechen, aber ich denke, mit allem, was kürzlich geschehen ist, können wir einen richtigen öffentlichen Auftritt riskieren.«

Meine Augen weiten sich. »»Riskieren«?»«

Er bewegt träge seine Hand. »Du weißt, was ich meine. Isoliert wie jetzt ist alles einfach. Aber wir haben immer noch an keinem richtigen gesellschaftlichen Ereignis teilgenommen. Die Presse wird dort sein, Lilly. Sie wird Bilder wollen. Es ist alles sehr glamourös, und ich denke, es ist an der Zeit, dass ich mit dir gesehen werden sollte.

Nun.« Er dreht sein Gesicht in meine Richtung. »Die Frage ist: Bist du bereit, den nächsten Schritt zu wagen?«

»Ja«, antworte ich entschlossen.

»Und...«, seine Finger berühren mein Schlüsselbein, »...bist du in der Lage, mir dein Verhalten zu garantieren? Oder würdest du«, er runzelt die Stirn und berührt die Stelle direkt über meinem Halsansatz, »eine angemessene

Motivation benötigen?«

Ich setze mich auf und schaue ihm direkt in die Augen. »Jeremy«, sage ich. »Ich verspreche dir, ich werde nichts tun, was deine Position gefährden könnte.« Ich werfe mein Haar über die Schulter und nehme einen hochmütigen Ausdruck an. »Morgen Abend werde ich die perfekte Begleitung für dich sein.«

»Das hoffe ich«, murmelt er. »Das tue ich wirklich.«

Am nächsten Tag werden wir von einem Hubschrauber aus unserem Paradies abgeholt und zurück in die Zivilisation gebracht.

Nicht in meinen wildesten Träumen hätte ich gedacht, dass dies so schnell geschehen würde. Ich nehme *ohne* das Halsband mit Jeremy an einer öffentlichen Veranstaltung teil.

Wie sehr hat sich die Welt verändert, seitdem ich das letzte Mal ein Teil von ihr gewesen bin? Wie viel davon ist gleichgeblieben? Die Monate, die ich in Isolation verbracht habe, können entweder als eine Ewigkeit oder lediglich als ein Augenzwinkern angesehen werden.

Meine Nerven liegen den ganzen Tag über blank. Jeremy sagt, er würde mir vertrauen. Er benimmt sich, als würde er mir vertrauen. Aber dieser Mann hat viele Schichten.

Ich habe meine Entschlossenheit, meine Absicht und mein endgültiges Ziel nicht vergessen. Diese Dinge lauern immer in meinem Hinterkopf. Deswegen war ich nicht ein einziges Mal in der Lage, die Art von sorglosem Vergnügen auf der Insel zu empfinden wie Jeremy.

Sie sind der Grund, warum der heutige Abend perfekt sein muss. Ich darf nichts tun, das Jeremys Vertrauen enttäuschen würde oder ihm meine wahren Absichten verraten könnte. Denn ich weiß, es wird sehr viel länger

als eine Woche dauern, bis ich mich in einer Position befinde, in der ich ihn vernichten kann.

Wir landen. Die wartende Limousine fährt uns durch die geschäftigen Straßen. Ich vermisse so etwas.

»Lilly.« Jeremy berührt mein Knie. »Entspann dich. Du siehst fantastisch aus. Es wird alles gut gehen. Erinnere dich an die Dinge, die wir besprochen haben, und es wird keine Probleme geben.«

Ich rücke ein wenig auf meinem Sitz hin und her und ziehe an dem Saum meines roten Seidenkleides. Es verdeckt nicht einmal die Hälfte meiner Schenkel.

»*Die Dinge, die wir besprochen haben.*« Jeremys Regeln, die er mir heute Morgen unterbreitet hat.

Natürlich wusste ich, dass so etwas kommen würde. Sie laut ausgesprochen zu hören, erinnerte mich jedoch genau an die Position, in der ich mich befinde.

Eigentlich waren sie einfach und nicht sehr viel anders als die, die er vor unserem Abendessen in Portland

festgelegt hatte.

Lächle, aber sprich nicht. Wenn ich angesprochen werde, soll ich auf ihn verweisen. Antworten, die ein einziges Wort erfordern, sind gestattet. Während einer Unterhaltung (welche ich nach Möglichkeit vermeiden sollte), sei unverbindlich. Niemals von meiner Vergangenheit sprechen und meiner Beziehung zu Jeremy oder wie wir uns kennengelernt haben. Gib keine persönlichen Informationen preis außer meinem Vornamen.

»Du wirst das perfekte Rätsel sein«, erklärte er. »In rot und schwarz gekleidet wirst du sie mit deiner Schönheit und deinem ruhigen Charme blenden.« Dann nähert er sich mir und flüstert in mein Ohr: »Gib mir keinen Grund, die Wahl, die ich mit dir getroffen habe, zu bereuen, denn Dinge, die geschehen sind...«, und er berührt meinen Hals, »...können auch wieder ungeschehen gemacht werden.«

Das ist die einzige Andeutung in Bezug auf das

Halsband, die er macht. Danach lässt er mich allein, um mich vorzubereiten.

Wir halten vor einem prächtigen Hotel. Am Eingang hat sich eine Menschenmenge versammelt. Ich sehe die glitzernden Lichter der Paparazzi. Kameras. Teure Autos und seidene Barrieren. Elegante Männer und bezaubernde Frauen, geschmückt mit Juwelen der Art, die ich bisher nie außerhalb einer Zeitschriftenanzeige gesehen habe.

Plötzlich fühle ich mich unangemessen. Ich gehöre nicht hierher. Was weiß ich schon von Prominenten und von dem Leben der Reichen und Berühmten?

»Bereit?«, fragt Jeremy. Er nimmt meine Hand. »Auf geht's!«

Wir steigen aus der Limousine aus und befinden uns in einem Durcheinander von blitzenden Lichtern und einem riesigen Lärm. Die Intensität des Ganzen und die Aufruhr bringen mich umgehend aus dem Gleichgewicht.

Als meine einzige Rettungsleine klammere ich mich an

Jeremy. Er führt mich durch das Gedränge hindurch.

Wieder und wieder und wieder höre ich, wie sein Name gerufen wird. Er ignoriert die Rufe. Ich höre Fragen über mich: Wer bin ich? Wo komme ich her? Jeremy beachtet sie nicht, als er mich hineinführt.

Aber nur wenige Schritte von der Tür entfernt springt ein junger Reporter über die Absperrung und landet direkt vor uns. Er hält ein Mikrofon wie eine Waffe in Jeremys Gesicht.

»Jeremy Stonehart«, ruft er aus. »Ihr Unternehmen stand einer riesigen öffentlichen Untersuchung gegenüber, nachdem Sie letzte Woche Ihre Absichten eines Börsengangs bekannt gegeben haben. Da das Datum der Börseneinführung nur weniger als zwei Monate entfernt ist und mit all den jüngsten Debatten über ihre Geschäfte im mittleren Osten, würden Sie sagen, dass es ein Fehler war, so früh zu handeln?«

»Nein«, knurrt Jeremy. Er versucht, um den Reporter

herumzugehen, stößt aber nur mit ihm zusammen.

»Stonehart Industries ist ein wohlbekannter öffentlicher Förderer von UNICEF. Sehen Sie solch eine Unterstützung nicht als eher unaufrichtig an, wenn man die jüngsten Berichte bedenkt, die von dem Einsatz von Sklavenkindern in chinesischen Minen berichten?«

»Das ist falsch«, sagt Jeremy. Er schaut sich um.
»Kann mir jemand diesen Deppen vom Hals schaffen?«

»Eine Explosion in einer pakistanischen Textilfabrik hat jüngst das Leben von sechshundert Arbeitern gefordert. Die Regierung behauptet, es sei ein Unfall gewesen, aber meine Zeitung hat entdeckt, dass viele der Sicherheitsvorkehrungen in der Fabrik vernachlässigt wurden.

Meine Quellen haben herausgefunden, dass diese Fabrik einer Tochterfirma von Stonehart Industries gehört. Was für eine Entschädigung haben Sie für die Familien geplant?«

»Dies sind unbegründete Lügen«, knurrt Jeremy.

Gott sei Dank können wir nach drinnen entkommen.

Jeremy ist von dieser Begegnung ganz klar aufgewühlt.

Aber in dem Moment, als sich die Tür hinter uns schließt, verschleiert er es.

Die Eingangshalle ist eindrucksvoll. Überall um mich herum befinden sich wunderschöne, kultivierte Menschen. Der Raum weist eine dynamische Energie auf, die von dem Summen der Unterhaltungen herrührt. Es ist ganz anders als die Aufregung draußen, aber nicht weniger aufregend.

Jeremy führt mich hindurch, hält inne, um einige Leute zu begrüßen, und wird von anderen herbeigerufen und angehalten. Hier drinnen nimmt er sich für alle Zeit.

Ich spiele meine Rolle perfekt. Ich lächele anmutig und nehme die Komplimente, die ich erhalte, an. Aber als wir durch die Menge hindurchschwimmen, und hier und dort für ein paar Worte anhalten, beginne ich zu verstehen,

warum Jeremy dachte, es sei sicher, mich hierher mitzunehmen.

Weil ich egal bin. Niemand hier drinnen interessiert sich dafür, wer ich bin. Die Männer wollen alle mit Jeremy sprechen. Die Frauen könnten sich nicht weniger für mich interessieren — außer mir ein paar neidische Blicke zuzuwerfen, wenn sie glauben, dass ich nicht hinschaue.

Draußen war es anders. Die Presse hat sich dort nur versammelt, um frivole Einzelheiten zu berichten, wie zum Beispiel, wer erscheint mit wem, und um skandalöseste Foto zu konkurrieren. Drinnen sind die Leute elegant und stehen über solchen Dingen. Für sie bin ich nicht mehr als eine Wanddekoration. Ein hübscher Vogel, der auf Jeremys Schulter sitzt und das obligatorische »Dankeschön« wiederholt, welches den Wegwerf-Bemerkungen über mein Kleid, mein Haar, meine Jugend folgt. Es sind natürlich alles nur leere Worte. Diese Leute wissen, dass

ich keine Rolle spiele.

Es ist recht ärgerlich, das Objekt dieser passiven Geringschätzung zu sein. Aber würde ich wollen, dass die Dinge anders stehen? Nein. Auf diese Weise kann ich keinen Fehler machen. Auf diese Weise kann ich Jeremys Vertrauen in mich ganz allmählich erhöhen.

Schließlich kommen wir im Speiseraum an. Vorne befindet sich eine Bühne mit einem Podium für die Redner. Für Jeremy.

Der Veranstalter gibt den Beginn des Abendessens bekannt.

»Wir fühlen uns geehrt, heute Abend einen ganz speziellen Gast begrüßen zu dürfen«, sagt er in sein Mikrofon. »Sein Auftreten hat bereits sehr viel Aufregung verursacht. Ich möchte Sie alle dazu einladen, mit mir den Vorsitzenden, Geschäftsführer und Gründer von Stonehart Industries, Mr. Jeremy Stonehart zu begrüßen!«

Jeremy steht zu einem riesigen Applaus auf. Mit

seinem frischen, dunklen Anzug, seinem perfekten Haar und seiner gebräunten Haut von unserer Zeit in der Sonne ist er ein Traumbild. Er geht in der Aufmerksamkeit, die ihm gegeben wird, wie ein Rockstar auf.

Dies ist seine Welt, denke ich. Hierin geht er auf.

Er geht zur Bühne und gibt dem Veranstalter die Hand. Er tritt vor das Mikrofon, während der Applaus weiter anhält.

Er klopft zweimal darauf. »Ja, ja«, räumt er ein. »Ich weiß, dass Sie mich lieben. Aber bitte, heben Sie sich Ihren Applaus dafür auf, wenn ich etwas wirklich Besonderes tue.«

Gelächter. Er hat einen Witz gemacht. Jeremy Stonehart beginnt seine Rede mit einem Witz! Ich hätte nie gedacht, dass ich das einmal erleben würde.

Von dem Moment an verschwimmt alles. Jeremy kehrt zu mir zurück, nachdem er seine Rede beendet hat. Ich schwärme davon, wie mächtig sie war, wie bewegend und

wie sehr das Publikum an jedem seiner Worte gegangen hat.

Er lächelt mich einfältig an, nun sehr überheblich, und sagt: »Nun, hast du irgendetwas anderes erwartet?«

Eine Live-Auktion folgt. Sie stellt unsere Unterhaltung während des Abendessens dar. Der wertvollste Gegenstand, der versteigert wird, ist ein Wochenende in den Alpen, welches etwas mehr als fünfundzwanzigtausend Dollar wert ist. Alle Erlöse gehen an die Wohltätigkeitsorganisation.

Jeremy bietet eine halbe Million und gewinnt.

Erst als das Abendessen vorbei ist und wir uns unter die Leute mischen können, schlägt das Unglück zu.

Jeremy und ich wandern durch die Menge. Ihm wird zu seiner Rede, den Neuigkeiten über den Börsenhang von Stonehart Industries und seiner unglaublichen Großzügigkeit bei der Auktion gratuliert. Ich bin nur ein Schatten an seinem Arm, für alle unsichtbar...

Zumindest denke ich das.

Von irgendwoher höre ich, wie mein Name gerufen wird.

»Lilly! Oh mein Gott, Lilly, bist du das wirklich?«

Ich erstarre. Furcht erfüllt mich. Stonehart ist zu sehr mit seiner derzeitigen Unterhaltung beschäftigt, um das bemerkt zu haben. Ich beginne, mich umzudrehen, aber noch bevor ich eine halbe Drehung hinter mir habe, spüre ich, wie sich zwei lange, elegante Arme um meinen Hals schwingen.

Ich werde losgelassen. Eine Frau, vielleicht zehn Jahre älter als Jeremy, steht strahlend vor mir.

Ihre dunkle Haut sticht von ihrem weißen Kleid ab und lässt sie mit glänzender Schönheit erstrahlen. Ihr Haar ist anders als das letzte Mal, als ich sie sah. Es ist jetzt blond.

Das hält mich nicht davon ab, sie umgehend wiederzuerkennen.

Es ist Thalia. Feys Mutter.

Aber was tut sie hier —

Natürlich. Fey hat reiche Eltern. Es macht Sinn, dass die Beziehungen haben, die nötig sind, um Veranstaltungen wie diese zu besuchen.

Und trotzdem, wie hoch sind die Chancen, dass *ich* sie hier treffe?

Inzwischen hat Jeremy die Störung bemerkt. Er dreht sich zu Thalia hin. Seine Augen glänzen mich an und verlangen eine Erklärung.

Ich möchte nichts mehr, als mich wegzudrehen und so zu tun, als würde ich sie nicht kennen. Aber dafür ist es jetzt zu spät.

»Lilly, es ist so gut, dich zu sehen!«, ruft Thalia aus.
»Ich kann nicht glauben, dich hier zu finden. Und du bist hier mit —«

Sie schaut Jeremy an. Ihr Blick weitet sich in einem merklichen Schock.

»Jeremy Stonehart«, sagt er geschmeidig und bietet ihr seine Hand an. Als Thalia sie ergreift, wendet sie ihren Blick voller Ungläubigkeit wieder zu mir zurück.

»Jeremy Stonehart«, wiederholt sie leise. »Ich habe Sie auf der Bühne gesehen. Sie waren unglaublich. Mein Mann spricht die ganze Zeit über von Ihrem Unternehmen.«

»Tut er das?«, murmelt Jeremy. »Kenne ich den Mann zufälligerweise?«

»Oh, nein.« Thalia schüttelt ihren Kopf. »Nein, nein. Er ist einfach nur — ein Bankangestellter.«

»Lilly«, sagt er zu mir. »Ich denke, es ist üblich, mich deiner Freundin vorzustellen.«

»Oh!« Erschreckt komme ich zu mir. Mir war nicht einmal aufgefallen, dass Thalia vergessen hatte, ihren Namen zu nennen. Ihr Schock darüber, mich mit Jeremy Stonehart zusammen zu sehen, muss wirklich groß sein.

»Dies ist Thalia Rosene. Sie ist die Mutter einer

meiner alten College-Mitbewohnerinnen in Yale.«

Als ich die Universität erwähne, fühlt Thalia sich in ihrem Element.

»Fey hat mir erzählt, dass du verschwunden bist. Nachdem du nach Kalifornien gezogen bist, um dort zu arbeiten, hast du nie angerufen oder eine E-Mail oder eine SMS geschickt. Wir haben alle angenommen, dass du bei deiner Arbeit so beschäftigt warst, aber ganz offensichtlich...«, sie schaut Jeremy vorsichtig und voller verborgener Bedeutung aus dem Augenwinkel heraus an, »ist es dir gelungen, dich in die Welt, von der du schon immer geträumt hast, sehr gut zu integrieren.«

Ich hasse die Anschuldigung in ihrer Stimme. Die leise Andeutung. Die Annahme, dass ich meine engsten Freunde im Stich gelassen habe, nur um mit Stonehart zusammen zu sein. Dass ich nichts weiter als eine Goldgräberin bin.

»Lilly hat so viel mehr als das getan, Thalia«, sagt

Stonehart. »Sie ist ein absoluter Star bei Corfu Consulting. Ihre Arbeit ist bereits eine Legende.«

Ich versteife mich, als ich höre, wie leicht ihm diese Lüge über die Lippen geht.

»Nun, ich würde ganz bestimmt nichts anderes von unserer Lilly erwarten«, sagt Thalia schnell. »Wir wissen alle, wie ehrgeizig sie ist.«

Sie wendet sich an mich. »Fey wird so aufgeregt sein, wenn ich ihr sage, dass du hier bist.«

Mein Magen, von dem ich nicht dachte, dass er sich noch mehr verdrehen könnte, beginnt, Purzelbäume zu schlagen. »Fey ist... hier?«, frage ich schwach. Mir wird übel.

»Nicht *hier* bei der Gala, nein. Aber sie ist mit uns auf der Insel. Sie ist im Hotel. Ich weiß einfach, dass sie dich liebend gern sehen würde. Ihr beide habt so viel zu besprechen! Wie wär's damit. Morgen früh? Hast du schon Pläne fürs Frühstück? Hast du ein Handy? Ach, was frage

ich bloß, natürlich hast du ein Handy.« Sie zieht ihr eigenes aus ihrer Handtasche hervor. »Hier, schnell, gib mir deine neue Nummer. Fey hat mir gesagt, dass die alte nicht mehr funktioniert.«

Ich schaue Jeremy an und suche verzweifelt nach einem Ausweg. Er bietet ihn ohne zu zögern.

»Hier«, sagt er und gibt Thalia eine Visitenkarte. Ich erkenne darin die gleiche wieder, die mir vor so langer Zeit in seinem Büro in San Jose nicht hätte gegeben werden dürfen. »Diese hat meine private Nummer auf der Rückseite. Rufen Sie mich an, um ein Treffen zu vereinbaren. Ich wäre hocherfreut, eine von Lillys alten Freundinnen treffen zu dürfen.«

Thalia schaut mich neugierig an, aber nimmt die Karte und lässt sie in ihrer Handtasche verschwinden.

»Ich werde dich morgen früh anrufen«, sagt sie.

Stonehart lächelt breit. Wenn man ihn so anschaut, würde man niemals vermuten, dass etwas nicht stimmt.

»Lilly und ich freuen uns darauf. Es war mir eine Vergnügen, Sie kennenzulernen, Thalia.«

Und mit diesem einen Satz schickt er sie fort. Er dreht sich nicht weg oder wendet seine Aufmerksamkeit etwas anderem zu, aber die Bedeutung hinter seinen Worten ist klar.

»Das Vergnügen war ganz meinerseits«, murmelt Thalia. Sie wirft mir einen weiteren neugierigen Blick zu und schaut kurz über ihre Schulter. »Ich glaube, mein Mann ruft nach mir. Entschuldigen Sie mich.«

Und damit dreht sie sich um und verschwindet in der Menge.

Fassungslos sehe ich, wie sie davongeht.

Was nun?

Jeremys Hand zieht sich auf meinem Arm zusammen. Der Druck genügt, um einen blauen Fleck zu hinterlassen.

»Wir gehen«, faucht er in mein Ohr. »Jetzt.«

Er zieht mich hinter sich her und ignoriert alle weiteren Rufe anzuhalten und zu plaudern. Sobald wir uns in der kühlen Nachtluft befinden, holt er sein Handy hervor und ruft den Fahrer der Limousine an.

Nur Minuten später erscheint unser Wagen. Trotz der warmen Nachtluft habe ich eine Gänsehaut.

Wir steigen ein. Jeremy schweigt auch weiterhin. Sein Kiefer ist verkrampft, und seine Augen sind dunkel.

Er ängstigt mich.

Wir halten vor einem riesigen, hoch aufragenden Gebäude einige Blöcke entfernt an. Es ist ein weiteres Hotel. Jeremy hat immer noch kein Wort gesagt. Ich habe keine Ahnung, was in seinem Kopf vorgeht.

Ich kann die Unsicherheit nicht länger ertragen.

»Jeremy, ich schwöre«, flehe ich, »ich habe nicht —«

»Genug.« Er unterbricht mich mit einem wilden Starren. »Die Karten wurden neu gemischt. Die Kulisse wurde verändert. Der Schein muss gewahrt werden.

Morgen...«, sein Blick bohrt sich in mich hinein, »wird dir deine größte Prüfung bevorstehen. Es wird Regeln geben. *Strenge* Regeln, Lilly.«

Ein Angstschauer läuft mir den Rücken hinunter, als ich die Schatten des Mannes wiedererkenne, dem ich vor so vielen Monaten begegnet bin, als ich an die Säule gefesselt war. Schatten von Stonehart.

»Wir werden uns mit deiner Freundin und ihrer Familie treffen. Aber, Lilly.« Er hält inne. Die Schatten betonen die harten Konturen seines Gesichts.

»Wenn du auch nur ein falsches Wort von dir gibst... nun, nichts, dem du in der Vergangenheit ausgesetzt gewesen warst, wird sich mit dem vergleichen lassen, was ich dir dann antun werde.«

Ende

Mailingliste für neue Veröffentlichungen

Sie möchten die Veröffentlichung des nächsten Buches nicht verpassen? Tragen Sie sich in meine **E-Mail Liste** ein (<http://eepurl.com/RUV5Z>), um als erstes von dem Erscheinen meiner neuen Bücher informiert zu werden.

***Enthüllungen, Teil 6* erscheint im
Sommer 2014.**

Hat Ihnen dieses Buch gefallen?

Der beste Ort, mir mitzuteilen, ob Ihnen dieses Buch gefallen hat, ist meine Facebook-Seite:

www.facebook.com/ScarlettEdwardsAuthor

Ich veröffentliche dort viele Teaser, Buchausschnitte, Bilder und viele andere tolle Dinge. Wir sind dabei, dort eine aktive Gemeinschaft der Fans von *Enthüllungen* aufzubauen, also, schließen Sie sich uns an! Das ist außerdem der beste Ort, um direkt mit mir Kontakt aufzunehmen.

Ich freue mich darauf, Sie auf Facebook zu treffen!

Scarlett